



zur debatte

1/2015

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



3
Prof. Dr. Michael Kühn zeigt, welche Ressourcen der Untergrund bereithält und wo bei der Nutzung die Risiken liegen



10
Abt Hermann Josef Kugler O.Praem hofft auf eine Zukunft der Klosterbauten – selbst ohne Orden



7
Dr. Theo Waigel sieht Kirche, Staat und Gesellschaft in der Pflicht, verwaisten Klosterbauten eine Zukunft zu geben



19
Skeptisch sieht Prof. Dr. Angelo Bolaffi die politischen Perspektiven für Italien



32
Maria Schütze-Bergengruen stellt das Compendium Bergengruenianum vor



22
Prof. Dr. Giuliana Parotto zieht ein sehr kritisches Resümee der geistig-kulturellen Entwicklung in Italien

41
Wilhelm Christoph Warning führt in die Ausstellung mit Werken von Georg Thumbach ein

Wissenschaft für jedermann

Geo-Ressource Untergrund



Foto: Florian Peljak/dpa

Nicht spektakulär – aber in Zukunft wohl sehr wichtig: die Geothermie. Dieses Foto zeigt die Anlage „Geovol“ in

der Gemeinde Unterföhring im Norden von München. Geplant ist, die Anlage im Laufe dieses Jahres zu erweitern.

Wieder vollbesetzt war der Ehrensaal des Deutschen Museums am Abend des 12. Novembers 2014, als „Geo-Ressource Untergrund. Chancen und Risiken im Rahmen der Energiewende“ das Thema war. Das Deutsche Museum und die Katholische Akademie Bayern hatten in der Reihe „Wissenschaft für jedermann“ Prof. Dr. Michael Kühn eingeladen. Kühn ist Professor für Hydrogeologie an der Universität Potsdam und Leiter der

Sektion Hydrogeologie am Helmholtz-Zentrum Potsdam, dem Deutschen GeoForschungszentrum (GFZ). Er stellte in seinem Vortrag Chancen und Risiken der geplanten und schon durchgeführten Eingriffe tief unter die Erde dar. Prof. Dr. Markus Vogt, Professor für Christliche Sozialethik an der Universität München, gab in seinem Beitrag eine ethische Einordnung der gesamten Problematik.

Geo-Ressource Untergrund: Die ethische Perspektive

Markus Vogt

I. Kreativität ist die wichtigste Quelle der Zukunftsfähigkeit

Nach den Berechnungen des Evolutionsbiologen Hans Mohr könnte die Erde ohne kulturell-technische Eingriffe nur ein Tausendstel der gegenwärtigen Menschheit ernähren. Die ständige Erweiterung der Tragkapazität der Erde im Agrarbereich ist somit unverzichtbare Basis menschlicher Existenzsicherung, zumal in Zeiten des ungebremsten globalen Wachstums der Weltbevölkerung und ihres Anspruchsniveaus.

Diese Dynamik gilt für den Umgang mit natürlichen Ressourcen allgemein: Ihr Bestand ist nicht einfach eine vorgegebene Größe, sondern eine abhängige Variable von kultureller und technischer Innovation. So wird beispielsweise Wasserstoff erst durch seine technische Nutzbarkeit zu einer Ressource. Generalisiert man diese existenzerschließende Bedeutung von Entdeckungen, ergibt sich als humanökologischer Grundsatz: Kreativität ist eine der wichtigsten Quellen menschlicher Zukunftssicherung.

Die Erforschung der dunklen Tiefen des geologischen Untergrundes ist hierfür ein spannendes Beispiel. Wir stehen gegenwärtig mitten im Prozess ungeahnter Entdeckungen. Die innovative Erschließung von Rohstoffen im geologischen Untergrund bietet in Bezug auf die Überwindung von Rohstoffknappheiten enorme Chancen. Die größte Knappheit besteht derzeit jedoch nicht an Rohstoffen, sondern in der begrenzten Aufnahmekapazität der Umwelt für die Reststoffe unserer Zivilisation, allen voran Kohlendioxid. Der geologische Untergrund könnte als CO₂-Speicher dienen. Technisch ermöglicht wird dies durch die sogenannte CCS-Methode



Prof. Dr. Markus Vogt, Professor für Christliche Sozialethik an der Universität München

(Carbon Capture and Storage), also die Absonderung von CO₂ bei der Verbrennung z. B. von Kohle und seine Speicherung in tiefen geologischen Schichten. Nach einem weiten, im Englischen üblichen Sprachgebrauch kann man auch die Fähigkeit der Umweltmedien, Schad- und Reststoffen aufzunehmen, als Ressource bezeichnen.

Kulturgeschichtlich betrachtet wurde die Ausdehnung des humanen Expansionsdrangs in den Untergrund immer schon als riskant wahrgenommen. Anschaulich wird dies etwa im Mythos von

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

In der neuen Ausgabe unserer „debatte“ finden Sie, wie schon früher mehrmals, ein Sonderheft, diesmal zum Thema „Auferstehungstexte im Neuen Testament“. Ihnen waren die Biblischen Tage 2014 gewidmet. Das hohe Engagement der Referenten, die kritischen und weiterführenden Anmerkungen der Zuhörer, nicht zuletzt gemeinsame Gottesdienste bildeten im vergangenen Jahr vom Montag bis Mittwoch der Karwoche eine intensive geistliche Hinführung zum Höhepunkt des Kirchenjahres, nämlich der Feier der Heiligen Drei Tage Gründonnerstagabend bis Ostersonntag.

Ganz bewusst legen wir immer die jährlich stattfindenden Biblischen Tage auf diesen Zeitraum. Denn mir persönlich scheint genau dieser doppelte Schritt von vernunftbetonter Reflexion und gläubiger Praxis entscheidende Voraussetzung dafür zu sein, heute verantwortlich glauben zu können.

Ich werde, um ein anderes Beispiel zu nehmen, die historischen Bedingungen und machtpolitischen Interessen, die zur Formulierung der Dogmen von Trinität oder Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, in den ersten Jahrhunderten geführt haben, mit Aufmerksamkeit wahrnehmen und mich in solcher Aufklärung von keinem Illuminaten oder auch Neuheiden übertreffen lassen.

Aber ich werde dann, wenn ich den Glauben an den dreifaltigen Gott und an den auferstandenen Herrn Jesus Christus bekenne, nicht objektivierend neben mir stehen, sondern ungeachtet der Geschichtlichkeit und Relativität aller religiöser Formen in Kult und Dogma doch mit ungeteiltem Herzen und dem gläubigen Wissen um die absolute Wahrheit, die sich in diesen bedingten Formen kundtut – Paulus sprach bekanntlich von den „zerbrechlichen Gefäßen“ – glauben, fromm sein, beten, feiern. Ich nenne das gerne die „zweite Unschuld“ – etwas, was es nicht geben kann, was aber unbedingt nötig ist.

Denken kommt nach dem Glauben, kann auch vor dem Glauben kommen, ist aber nicht Glauben und kann ihn erst recht nicht ersetzen. Allerdings gilt auch umgekehrt: Glaube kann Denken nicht ersetzen.

Mit dieser Grundthese, auch zu Akademiarbeit, grüße ich Sie sehr herzlich und bleibe

Ihr



Dr. Florian Schuller

N.B. Auch 2015 gibt es in der Karwoche wieder Biblische Tage; heuer der Schwerpunkt: Johannes-evangelium. Herzliche Einladung!

Orpheus' Abstieg in die Unterwelt oder in dem mehrfach verfilmten Roman *Reise zum Mittelpunkt der Erde* von Jules Verne. Dieser Wagnischarakter gilt auch für das gegenwärtige Vordringen in den Untergrund der Erde. Die sich hier auftuenden Risiken betreffen nicht nur einzelne, mehr oder weniger gut quantifizierbare Gefahren, sondern auch höchst komplexe Wechselwirkungen, über die wir nur ein begrenztes Wissen haben und haben können. Die Risikoforschung spricht hier von „systematischem Nichtwissen“ (vgl. M. Vogt: *Handeln unter der unsicheren Bedingung*, in: Neuner, P. (Hrsg.): *Zufall als Quelle von Unsicherheit*, Freiburg 2014, S. 227-260). Für die Geo-Ressource Untergrund ist dies besonders ausgeprägt, was zur Konsequenz hat, dass die Forschung und Exploration mit der Methode des „trial and error“ arbeiten muss und daher entsprechend Behutsamkeit gefordert ist.

Jeder Fortschritt bringt neue Risiken mit sich und ist insofern ambivalent. Ethik fragt, wann welche Fortschritte trotz ihrer Ambivalenz wünschenswert sind und wann der Verzicht auf ihre Möglichkeiten geboten erscheint. Dabei ist der Verzicht keineswegs per se die sicherere Variante. Denn wir befinden uns in einem Prozess globaler Entwicklungen, den wir nur begrenzt steuern können und der uns ständig in Zugzwang zu seiner Fortsetzung zu setzen scheint. Hartmut Rosa beschreibt dieses tiefgreifende Dilemma in zeitlicher Perspektive prägnant: Um die Probleme der ständigen Beschleunigung zu lösen, brauchen wir ständig weitere Beschleunigung (H. Rosa: *Beschleunigungsgesellschaft. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt 2005). Diese Dynamik des strukturellen Zwangs von „immer schneller, weiter, tiefer“ gilt für viele Fortschrittsprozesse des frühen 21. Jahrhunderts.

II. Dekarbonisierung als neuer Maßstab für Fortschritt

Vor diesem Hintergrund stellt sich mit unserem heutigen Thema „Geo-Ressource Untergrund – Chancen und Risiken im Rahmen der Energiewende“ in sehr grundsätzlicher Weise die Frage nach den Maßstäben, Grenzen und Verantwortungsträgern in diesem dynamischen Fortschrittsprozess. Insbesondere durch den Klimawandel verändern sich seine Konditionen und Maßstäbe. Als Fortschritt kann künftig nur bezeichnet werden, was von den Bedingungen der Natur mitgetragen wird (Wilhelm Korff). Die Reduktion des CO₂-Ausstoßes, also die Dekarbonisierung unserer Wirtschafts- und Lebensweise, wird künftig ein zentraler Maßstab für Fortschritt sein.

Diese primär klimapolitisch motivierte Maxime ist ein starker Grund für die Nutzung der Geo-Ressource Untergrund als Kohlenstofflager. Sie ist jedoch ökologisch und ökonomisch riskant. So fordern nicht wenige ein kategorisches Verbot solcher immer tiefer in den Naturhaushalt eingreifenden Techniken wie das bereits genannte CCS oder Fracking. Bei vorherigen Veranstaltungen in dieser Reihe „Wissenschaft für jedermann“ haben wir über Fracking bereits kontrovers und heftig diskutiert. Der Schutz des Grundwassers hat in Deutschland einen so hohen Stellenwert, dass die Politik hier zumindest vorsichtig abwartet. Aber das letzte Wort ist noch keineswegs gesprochen. Und das Beispiel der USA, die sich derzeit mithilfe von Fracking zu einem der größten Gas- und Ölproduzenten entwickeln und bereits heute weitgehend autonom geworden sind, zeigt die enorme finanzielle und politische Tragweite dieser Entwicklungen. Die ökologische

Tragweite wird möglicherweise erst später sichtbar werden. Dass Fracking nur für relativ kurze Zeit Energie liefern kann (maximal 30 Jahre), ist schon heute bekannt.

Das Dilemma ist offensichtlich: Um bestimmte Risiken zu vermindern, handeln wir uns andere ein, die wir nur sehr unvollständig kalkulieren können. Es scheint keine Alternative zur Abwägung zwischen den verschiedenen Risiken zu geben. Wie aber kann man angemessen die verschiedenen Arten von Risiken abschätzen und vergleichen? Wie können wir es erreichen, dass wir uns vor dem Richtigen fürchten und nicht vor dem Falschen? (O. Renn: *Das Risikoparadox. Warum wir uns vor dem Falschen fürchten*, Frankfurt 2014).

Die Bewältigung der Risiken ist wie die Fahrt zwischen Skylla und Charybdis, zwei Gefahren, an denen das Schiff des wissenschaftlichen Fortschritts entweder wie an einem Felsen zu zerschellen oder wie von einem Strudel hinabgezogen zu werden droht. Lebensbewältigung fordert die Wahl eines mittleren Weges – so bereits die griechische Tugendlehre.

III. Risikostrategien am Beispiel der Geo-Ressource Untergrund

Es gibt sehr unterschiedliche Arten von Risiken, die je unterschiedliche Strategien der Bewältigung erfordern: Manche gleichen dem einäugigen Zyklopen, sind also von der Struktur her für bestimmte Aspekte blind, z.B. wenn das mögliche Schadensausmaß zwar sehr groß, aber die Eintrittswahrscheinlichkeit so extrem klein ist, dass man aus dem Produkt der beiden keine solide Kalkulation erstellen kann. Andere Risiken gleichen der Büchse der Pandora: In der Hoffnung auf verlockende Güter öffnen wir sie, und heraus kommen Entwicklungen, die nicht mehr zu bändigen sind. Aus der hier nur angedeuteten Typologie lassen sich drei grundlegende Kategorien von Risikostrategien ableiten: 1. Verminderung von Ausmaß und Eintrittswahrscheinlichkeit der Risiken. 2. Daseinsvorsorge für den Fall des Eintretens von Risiken. 3. Diskursive Strategien für Fälle, in denen keine Einigkeit hinsichtlich ihrer Bewertung hergestellt werden kann.

Hinsichtlich der Geo-Ressource Untergrund ist derzeit vor allem die dritte Strategie relevant. Denn wir befinden uns weitgehend in einem Neuland der Forschung sowie erst recht der Umsetzung. Geologische Risiken (insbesondere die mögliche Verunreinigung von Grundwasser), gesundheitliche Risiken (z.B. wenn in den Untergrund verpresstes CO₂ durch eine Leckage in großen Mengen austritt und sich in einer Senke ablagert) sowie die ökonomischen Risiken sind zu erheblichen Teilen unbekannt. Der Haftungsübergang für die CCS-Lagerstätten an die Länder stellt ein erhebliches Risiko für die Länderhaushalte dar. Der mögliche Nutzungskonflikt mit Geothermie oder Druckluftspeichern ist nur unvollständig geklärt. CCS könnte die Entwicklung der erneuerbaren Energien verlangsamen. Trotz vieler ungelöster Fragen wird prognostiziert, dass CCS zunehmend zur Bedingung für die Zulassung von neuen Kohlekraftwerken werde.

Der mögliche Nutzen der Geo-Ressource Untergrund ist klarer bekannt: Es lagern dort große Mengen an Gas und Öl, die mit der Fracking-Methode auch in Deutschland erschlossen werden und einen nicht unerheblichen Teil des Bedarfs abdecken könnten. CCS könnte eine wichtige Grundlage für Klimaschutz auch in Deutschland, aber vor allem weltweit sein, da auf absehbare Zeit Kohlekraftwerke national wie international als unverzichtbar gelten

(J. Ostheimer: *Kohlekraftwerke ohne Treibhausgas? Zur Abscheidung und Lagerung von Kohlendioxid*, in: *Amos International* 1/2010, S. 12-20). Da China auf Kohle setzt, scheint CCS der letzte Hoffnungsanker für Klimaschutz. Wann, in welchem Umfang und zu welchen Kosten man damit allerdings das CO₂-Problem lösen könnte, ist schwer abschätzbar.

IV. Der Gesetzesentwurf zur Abscheidung und Speicherung von CO₂

In solchen Fällen ist naturgemäß die Bewertung der Chancen und Risiken besonders kontrovers. So berichtete die Süddeutsche Zeitung kürzlich, dass große Mengen CO₂, das in tiefere salzhaltige Aquifere gepumpt worden war, nach Jahrzehnten in höher gelegenen Trinkwasser-Reservoirs gemessen wurde (SZ vom 13. Oktober 2014, S. 16). Eine solide Forschung und Meinungsbildung ist hier auch politisch bedeutsam. Denn der Gesetzesentwurf von 2011 zur Demonstration und Anwendung von Technologien zur Abscheidung, zum Transport und zur dauerhaften Speicherung von Kohlendioxid soll in den nächsten Jahren umfassend bewertet und überarbeitet werden.

Der Gesetzesentwurf enthält alle drei der genannten Risikostrategien: 1. Verminderung von Ausmaß und Eintrittswahrscheinlichkeit der Risiken nach Maßgabe einer vorgeschriebenen Umweltverträglichkeitsprüfung auch bei Demonstrationanlagen; CCS darf sich nicht negativ auf andere Nutzungen des Untergrunds, wie z.B. Geothermie, auswirken. 2. Daseinsvorsorge für den Fall des Eintretens von Risiken durch den Nachweis einer Langzeitsicherheit und finanzielle Absicherung durch eine vom Betreiber zu garantierende Deckungsvorsorge. 3. Diskursive Strategien für Fälle, in denen keine Einigkeit hinsichtlich ihrer Bewertung hergestellt werden kann. Dem trägt der Bund Rechnung, indem er es den Ländern überlässt, Gebiete für die mögliche CO₂-Speicherung auszuweisen, und auch für die Zulassung von Demonstrationsspeichern eine breite Bürgerbeteiligung wünscht.

V. Wissenschaft für jedermann als Basis diskursiver Risikostrategien

Damit eine solche Bürgerbeteiligung nicht nur auf Meinungen beruht, sondern auf Argumenten, bedarf es einer „Wissenschaft für jedermann“ (was das Motto unserer Veranstaltungsreihe ist). Vor diesem Hintergrund freue ich mich sehr, dass wir mit Prof. Dr. Michael Kühn einen der weltweit führenden und zugleich kommunikationsbegabten Experten für dieses Gebiet gewinnen konnten. Professor Kühn ist Geochemiker und Chef der Abteilung für Hydrologie am geowissenschaftlichen Forschungszentrum der Helmholtz-Gemeinschaft in Potsdam, kurz: GFZ. Seine Forschungsschwerpunkte sind u.a. CO₂-Speicherung, die Erschließung unkonventioneller Gaslagerstätten im geologischen Untergrund, Geothermie sowie die dynamischen Wechselwirkungen zwischen flachen und tiefen Grundwasser- und Geosystemen. Gemäß dem Ziel der Helmholtz-Gemeinschaft, „langfristig die Lebensgrundlagen des Menschen zu erhalten und zu verbessern“, gilt sein wissenschaftlicher Ehrgeiz der quantitativen und wirklichkeitsgerechten Abschätzung der Risiken. Realismus im Sinne einer mit Zahlen unterlegten Berechnung ist sein Programm. Angesichts der komplexen Wechselwirkungen, die von vielen als prinzipielle Grenze des Wissbaren eingestuft werden, ist dies ein überaus anspruchsvolles Vorhaben. □

Geo-Ressource Untergrund: Chancen und Risiken im Rahmen der Energiewende

Michael Kühn

I. Einleitung

Das Deutsche GeoForschungsZentrum GFZ (www.gfz-potsdam.de) als Mitglied in der Helmholtz-Gemeinschaft (www.helmholtz.de) hat sich zum Ziel gesetzt, das System Erde zu verstehen und hier insbesondere auch die Wechselwirkung mit dem Menschen, um Antworten auf die drängenden Fragen der Gesellschaft beizusteuern. Unser Planet Erde übt vor allem Einflüsse aus auf uns, aber auch der Mensch ist dabei, das Gesamtsystem signifikant zu beeinflussen, wie die anthropogenen Anteile des Klimawandels sehr deutlich zeigen.

Die Ziele der Bundesrepublik Deutschland im Rahmen der Energiewende sind sehr ehrgeizig. Hier soll die Frage beleuchtet werden, welchen Beitrag die Geo-Ressource „Untergrund“ dazu liefern kann. Die Ausgangsbasis ist das Energiekonzept der Bundesregierung von 2010 (nach Fukushima in 2011 aktualisiert) für eine umweltschonende, zuverlässige und bezahlbare Energieversorgung. Darin festgelegt ist



Prof. Dr. Michael Kühn, Professor für Hydrogeologie an der Universität Potsdam und Leiter der Sektion Hydrogeologie am Helmholtz-Zentrum Potsdam

eine Reduktion der Treibhausgasemissionen (im Weiteren abgekürzt mit THG) bis zum Jahr 2050 um 80-95 %, bezogen auf den Ausstoß von 1990 (ca. 1.200 Millionen Tonnen). Im gleichen Zeitraum wollen wir den Anteil der regenerativen Energien (RE) am Bruttoenergieverbrauch in Deutschland auf 60 % erhöhen. Im Moment (Stand am Ende des Jahres 2013) haben wir in Deutschland ca. 24 % THG-Reduktion erreicht und liegen bei 12 % der RE am Gesamtenergieverbrauch.

Der Weltenergiebedarf wird derzeit überwiegend aus fossilen Energieträgern gedeckt (ca. 90 %). Grund dafür ist, dass für sämtliche fossile Energieträger zusammen betrachtet eine komfortable Versorgungssituation besteht, basierend auf den verfügbaren Reserven und Ressourcen (Reserve = heute schon wirtschaftlich, Ressourcen = in absehbarer Zukunft wirtschaftlich) und im Vergleich zu der insgesamt aktuell produzierten Energiemenge. Deutschland hat einen Anteil von ca. 3 % am weltweiten Energieverbrauch. Für Kohle werden global im Vergleich der Energierohstoffe die größten Reserven und Ressourcen ausgewiesen. Erdgas ist aus geologischer Sicht in ausreichender Menge vorhanden, um noch über Jahrzehnte bei absehbar steigendem Bedarf die Nachfrage zu decken. Erdöl ist der einzige Energierohstoff, bei dem bereits in den kommenden Jahrzehnten eine steigende Nachfrage nicht mehr gedeckt werden kann. Damit wären zwei der drei Prämissen des Energiekonzepts der Bundesregierung – die Wirtschaftlich-

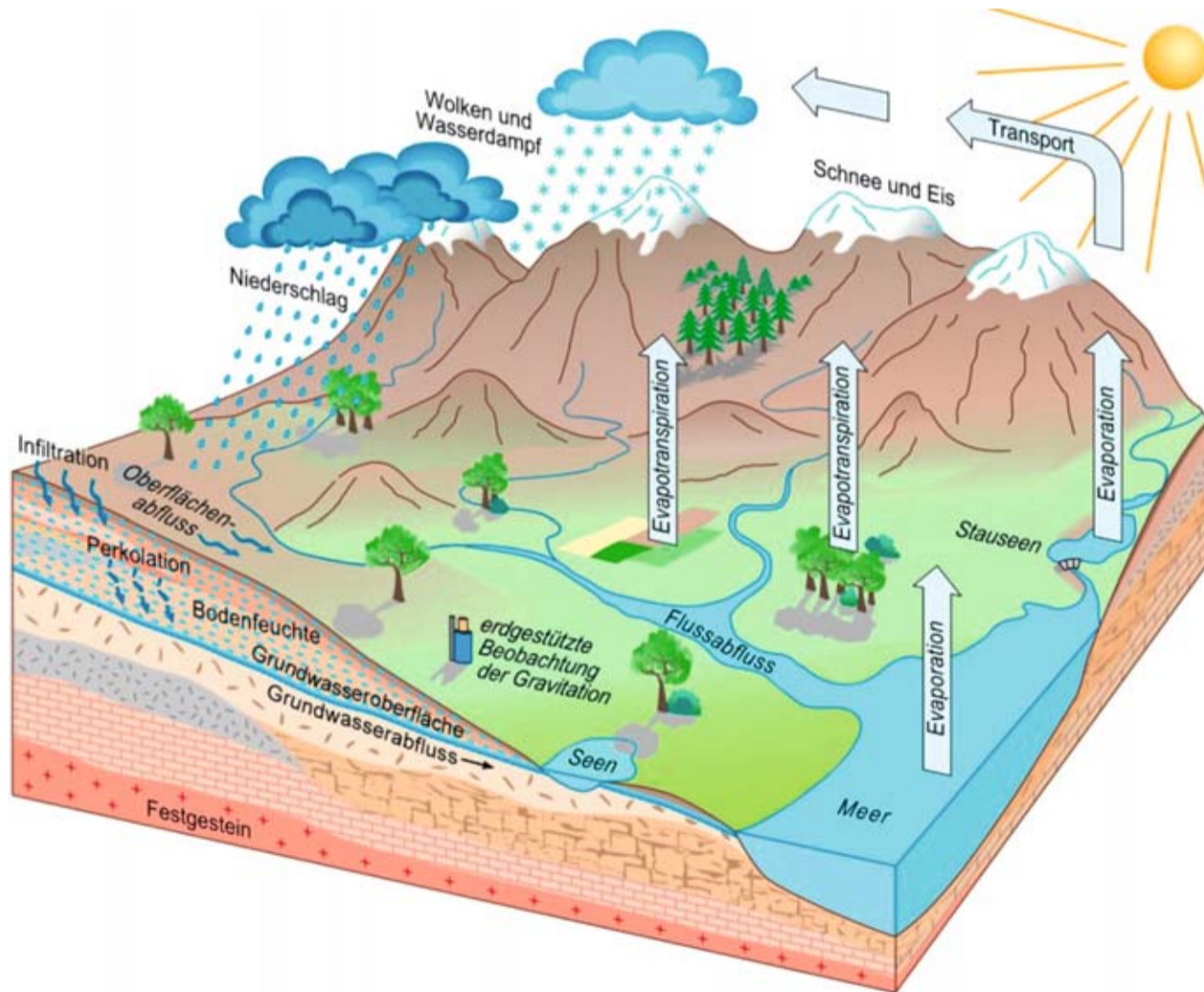


Abb. 1: Konzeptionelle Darstellung des Wasserkreislaufs

Themen „zur Debatte“

Editorial	2
Wissenschaft für jedermann Geo-Ressource Untergrund	
Geo-Ressource Untergrund: Die ethische Perspektive Markus Vogt	1
Geo-Ressource Untergrund: Chancen und Risiken im Rahmen der Energiewende Michael Kühn	3
Klosterbauten ohne Orden Dimensionen und Herausforderungen	
Mehr als Klöster – Klosteranlagen und der ländliche Raum in Bayern Ferdinand Kramer	7
Das Ende einer Kultur? Klosterbauten ohne Orden Abt Hermann J. Kugler OPraem	10
Verwaiste Klöster – Chance und Entwicklung für eine Region Theo Waigel	12
Wie wir leben – Wie wir leben könnten	
Haltungen, die die Welt verwandeln P. Dr. Anselm Grün OSB	15
Flucht – Drama ohne Ende?	18
Italien im Umbruch Analysen zur politischen und geistig-kulturellen Situation	
Ein Licht am Ende der „langen Nacht“ Italiens? Über aktuelle politische Entwicklungen und Perspektiven Angelo Bolaffi	19
Die Rückkehr zur Realität. Über aktuelle geistig-kulturelle Tendenzen in Italien Giuliana Parotto	22
Zum 50. Todestag Werner Bergengruen und die Behauptung der Poesie	
Wie über den Ersten Weltkrieg schreiben? Kleine Poetik am Beispiel von Werner Bergengruens „Der erste Patrouillenritt“ Günter Scholdt	25
Innerlich emigriert: Werner Bergengruen (1892-1964) und Reinhold Schneider (1903-1958) Peter Steinbach	28
Erinnerung an Werner Bergengruen Albert von Schirnding	30
Einführung in das Compendium Bergengruenianum Maria Schütze-Bergengruen	32
„Mein Zeichen ist ein Feuerschild“ – Über die Lyrik von Werner Bergengruen Otto Betz	35
„Konflikt und Identität“. Zur Konversion Werner Bergengruens Lorenz Schütze	38
Szenische Lesung mit Musik Helmuth James und Freya von Moltke. Abschiedsbriefe	39
Vernissage zur Ausstellung mit Werken von Georg Thumbach „So weit das Auge reicht“	
Eine Einleitung Wilhelm Christoph Warning	41
Impressum	14

© GFZ

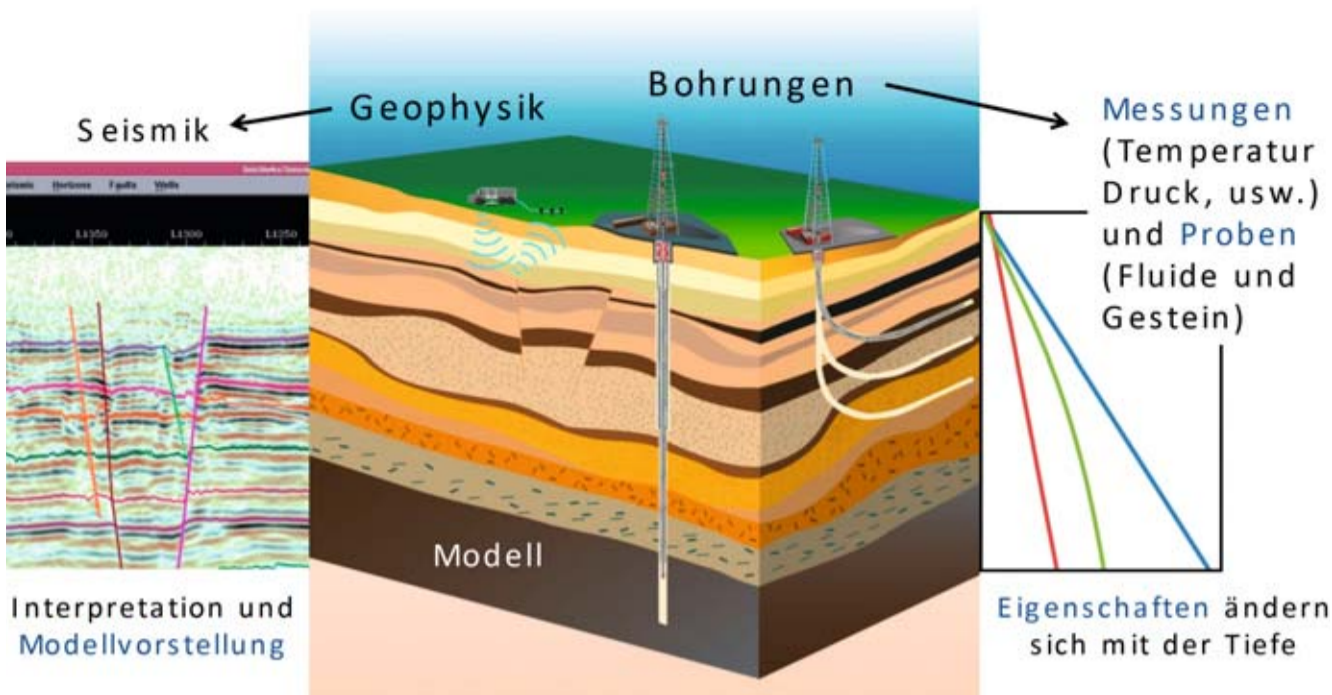


Abb. 2: Geophysikalische Methoden der Erkundung sowie Messungen und Probenahme über Bohrungen sind die Basis zur Erstellung eines Modells des unterirdischen Raums.

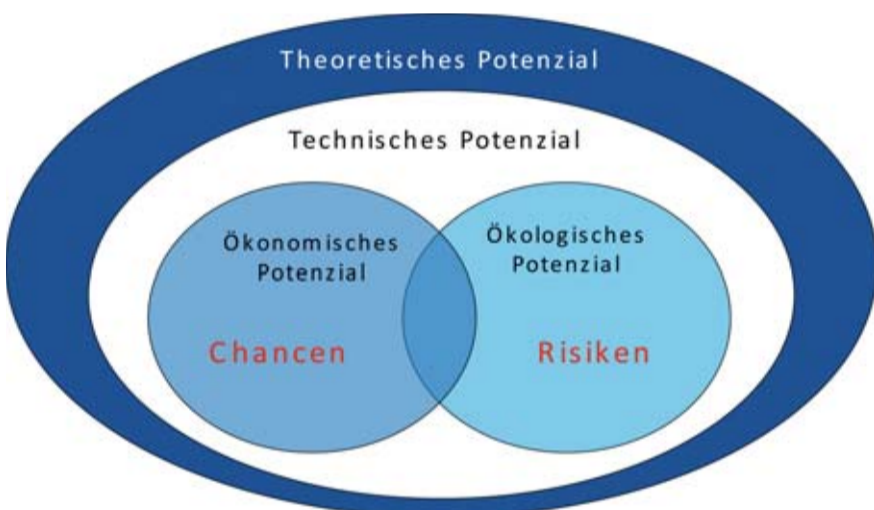


Abb. 3: Schematische Darstellung verfügbarer Potenziale

keit und die Versorgungssicherheit – gegeben, aber nicht die Dritte, nämlich die Umweltverträglichkeit.

Folgt man dem Modell vom Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme (ISE) in Freiburg (www.ise.fraunhofer.de), dann ist für Deutschland eine Energieversorgung mit Strom und Wärme zu 100 % über RE möglich. Der Transportsektor wird in dieser Studie ausgespart, und somit wird dort gezeigt, dass ca. 62 % des deutschen Primärenergieverbrauchs (Primärenergie ist die Energie, die mit Kohle, Erdgas, Sonne oder Wind zur Verfügung steht) im Jahr 2050 durch inländische Ressourcen abgedeckt werden könnte. In den quantitativen Modellen werden ausschließlich bereits verfügbare Technologien berücksichtigt und diese auch nur innerhalb ihrer jeweiligen bekannten Potenzialgrenzen. Interessant und wichtig an dieser Stelle ist, dass nach erfolgter Umstellung des Energiesystems die jährlichen Gesamtkosten (119-126 Milliarden EUR pro Jahr) nicht höher als die

Kosten unserer heutigen Energieversorgung (Strom und Wärme ca. 120 Milliarden EUR pro Jahr) sein werden. Eine vollständige Deckung von Strom und Wärme mit RE erfordert unter diesen Randbedingungen jedoch, dass der Heizwärmebedarf für Gebäude durch energetische Gebäudesanierung auf rund 50 % des Wertes aus 2010 sinkt.

Aufgrund der Nichtplanbarkeit der Energieerzeugung aus Sonne und Wind werden Speicher benötigt. Das sind in den Modellen vom Fraunhofer-Institut Pumpspeicher-Kraftwerke, Batterien, Wärme- und Methangasspeicher (für Methan wird eine Kapazität von 86 TWh benötigt). Oberflächennahe Geothermie ist über elektrische Wärmepumpen im System integriert (benötigt werden 140 GW). Tiefe Geothermie wurde in den Modellen außen vor gelassen, weil es heute noch keine großtechnische Marktreife besitzt.

Im Weiteren wird die Frage behandelt, ob und wie viel der „Untergrund“ zur Energiewende über Gasspeicher

und geothermische Energiegewinnung beitragen kann.

II. Erkundung, Nutzung und Schutz des unterirdischen Raums

Die Geologie (griechisch „Erde“ und „Lehre“) ist die Wissenschaft von Aufbau und Struktur des Systems Erde. Dieses dynamische System wird sehr wesentlich vom Wasserkreislauf beeinflusst (Abbildung 1). Der Wasserkreislauf wird angetrieben durch die Sonne. Wasser ist über den Kreislauf das entscheidende Transportmittel in der Erdkruste für gelöste und feste Substanzen, aber auch für Energie. Geo-Ressourcen, die wir im Untergrund nutzen, sind oder waren in ihrer Bildung über lange geologische Zeiträume direkt vom Wasserkreislauf abhängig.

Die Erkundung des „Untergrunds“ – des unterirdischen Raums unter unseren Füßen – ist einerseits notwendig, damit wir diesen nutzen können, andererseits versetzen wir uns durch das daraus erreichte Verständnis auch in die Lage, ihn zu schützen. Die wenigsten Gesteine sind an der Erdoberfläche zu finden. Um die Struktur des Untergrunds aufzuklären, werden vor allem geophysikalische Methoden eingesetzt. Damit wird der Untergrund „durchleuchtet“ wie bei einer Tomographie (Abbildung 2). Mit Hilfe von Bohrungen werden zusätzlich Wasser- und Gesteinsproben gewonnen. Diese versetzen uns in die Lage das aus der Geo-

physik abgeleitete Modell zu prüfen und zu verfeinern. Wir messen z.B. direkt die Eigenschaften Druck und Temperatur und deren Veränderung mit zunehmender Tiefe (Abbildung 2).

Der „Untergrund“ liefert uns viele verschiedene Geo-Ressourcen, die wir für unseren Wohlstand benötigen. Neben den traditionellen Rohstoffen Kohle, Erdöl und Erdgas sowie dem Trinkwasser wird künftig der unterirdische Raum aber auch zur Realisierung der klima- und energiepolitischen Ziele im Rahmen der Umsetzung der Energiewende stärker herangezogen werden müssen. Es werden z.B. Speicher für den synthetischen Energieträger Methan benötigt, der aus regenerativen Energiequellen gewonnen werden kann. Zudem bietet sich die Nutzung geothermischer Energie an.

Wie viel wo von welcher Geo-Ressource für die Energiewende zur Verfügung steht, wird durch deren jeweilige Potenziale bestimmt. Das theoretische Potenzial beschreibt die physikalisch maximal vorhandene Menge. Das technische Potenzial berechnet sich unter Berücksichtigung gegebener technischer Randbedingungen aus dem theoretischen Potenzial. Unter dem wirtschaftlichen Potenzial wird der Anteil des technischen Potenzials verstanden, der im Kontext der gegebenen energiewirtschaftlichen Rahmenbedingungen wirtschaftlich genutzt werden kann. Unter dem ökologischen Potenzial wiederum versteht man den Anteil des technischen Potenzials, der nicht nur unter ökonomischen Gesichtspunkten sondern auch aus ökologischer Perspektive nutzbar ist. Das schlussendlich erschließbare Potenzial zur Nutzung von Geo-Ressourcen ist die sich daraus ergebende Schnittmenge (Abbildung 3).

Bei der Betrachtung von Chancen einer Technologie handelt es sich zumeist um die ökonomische Perspektive. Im Gegensatz dazu stehen die Risiken in den meisten Fällen im Bezug zu den ökologisch nutzbaren Potenzialen.

III. Chancen und Potenziale der Geo-Ressource Untergrund

Geothermische Energie

Geothermie nutzt die im zugänglichen Teil der Erdkruste vorhandene Wärme. Es existiert ein kontinuierlicher Wärmestrom von durchschnittlich 0,065 W pro m² in der kontinentalen Kruste und dies ist der Grund, warum die Temperatur mit der Tiefe um ca. 3 °C pro 100 m ansteigt. Zum Vergleich: Die Sonne trägt in Deutschland durchschnittlich die 2000-fache Energiemenge mit 125 W pro m² an der Erdoberfläche ein (Abbildung 4).

Oberflächennahe Geothermie wird im Bereich bis zu einer Tiefe von ungefähr 100 m mit Hilfe von erdgekoppelten Wärmepumpen genutzt. Sie dient dazu, Häuser oder Lagerhallen direkt zu heizen bzw. auch zu kühlen und darüber hinaus Überschusswärme im Sommer zu speichern und im Winter wieder zu nutzen. Tiefe Geothermie nutzt die

Tabelle 1: Geothermisches Potenzial Deutschlands

Potenzial	Potenzial (PJ/Jahr*)	Potenzial (GW ⁺)
Theoretisches Potenzial	1.500.000 PJ/Jahr*	47.550 GW ⁺
Technisches Potenzial	7.400 PJ/Jahr	235 GW
Ökonomisches Potenzial [#]	5.800 PJ/Jahr	184 GW
Ökologisches Potenzial	1.510 PJ/Jahr	48 GW

*PJ = Peta-Joule = 10¹⁵ Joule, Primärenergieproduktion in Deutschland 2013 ca. 14.000 PJ

⁺GW = Giga-Watt = 10⁹ Watt

[#]Berechnet für einen Nutzungszeitraum von 1.000 Jahren

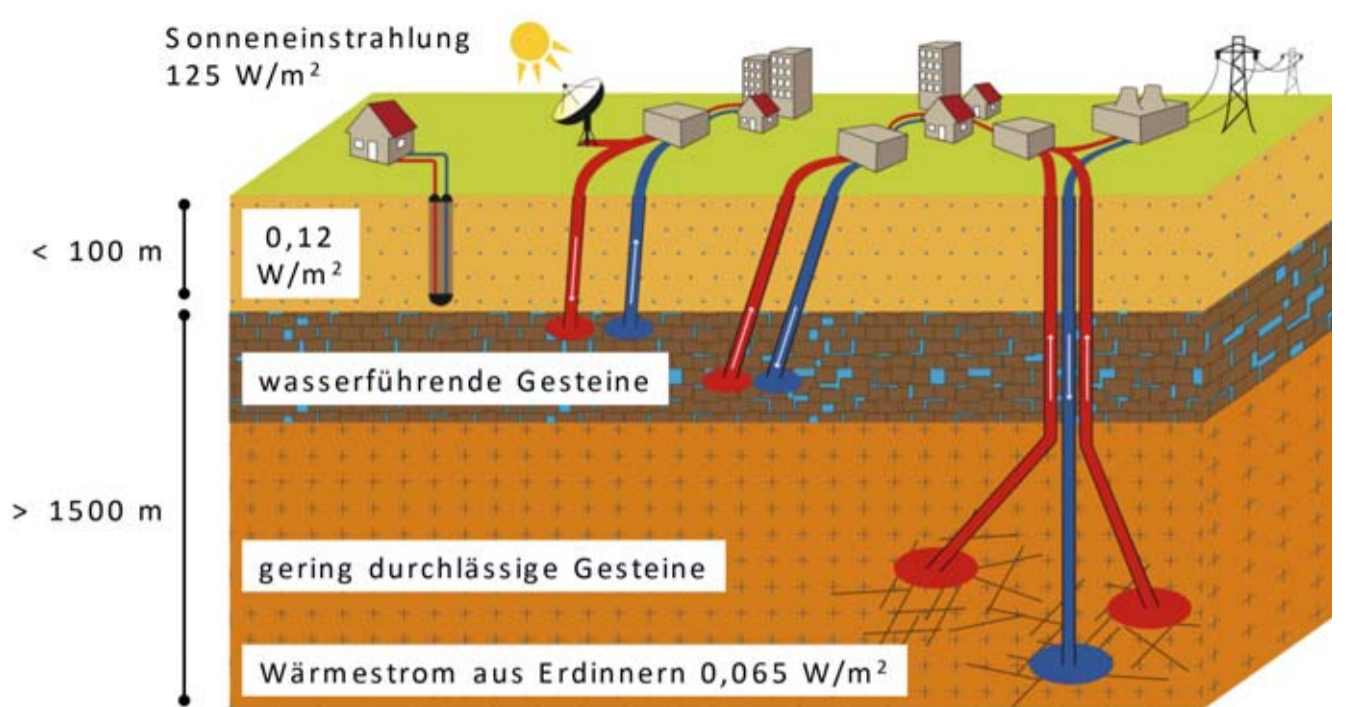
Wärme ab Tiefen von ungefähr 1500 m in Heizzentralen oder Heizkraftwerken und macht so vor allem Nah- und Fernwärme verfügbar. Wenn die Temperaturen in der Tiefe hoch genug sind, kann auch Strom produziert werden. Die Wärmebereitstellung durch oberflächennahe und tiefe Geothermie ist heute in Deutschland bereits Stand der Technik. Dahingegen ist die großtechnische Produktion von Strom durch Geothermie noch nicht möglich.

Das theoretische geothermische Potenzial Deutschlands errechnet sich aus der Wärmemenge, die in den obersten 10 000 m (prinzipiell erbohrbare Tiefe) der Erdkruste unterhalb der Landesfläche gespeichert ist. Diese Wärmemenge entspricht etwa 3-mal dem aktuellen weltweiten und 100-mal dem deutschen Verbrauch (Tabelle 1). Das theoretische Potenzial ist jedoch auf Grund einer Vielzahl von Restriktionen in der aufgezeigten Größenordnung technisch nicht erschließbar. Beispielsweise sind Flächen, die von potenziellen Verbrauchern weit entfernt liegen, auf Grund zu hoher Verluste beim Energietransport für eine oberflächennahe oder tiefe Erdwärmennutzung nicht geeignet. Das technische Nachfragepotenzial (ökonomische Potenzial) ergibt sich aus weiteren zu berücksichtigenden Randbedingungen. Nachhaltig für Deutschland wäre Geothermie, wenn nur der permanente natürliche Wärmestrom, der sich oberflächennah durch Sonneneinstrahlung sowie dem Wärmestrom aus dem Erdinnern $0,12 \text{ W/m}^2$ (Abbildung 4) zusammensetzt, genutzt würde. Diese Leistung lässt sich erhöhen, wenn neben der Nutzung der Wärme im Winter, im Sommer durch Gebäudekühlung im Überschuss vorhandene Wärme in den Untergrund zurückgespeichert wird.

Um die z.T. noch offenen Fragen bezüglich geothermischer Energiegewinnung zu beantworten, betreibt das GFZ nördlich von Berlin/Potsdam in Groß Schönebeck einen Pilotstandort (<http://www.gfz-potsdam.de/scientific-services/labore/gross-schoenebeck/>). Die Forschungsschwerpunkte liegen auf der sicheren Erkundung geothermischer Reservoire, dem dafür notwendigen speicherschonenden Bohren, Maßnahmen zur Produktivitätssteigerung von Reservoiren, innovativen Methoden zur Reservoirüberwachung, der Materialforschung zur Qualifizierung von Anlagenkomponenten sowie grundsätzlichen technischen, ökonomischen und ökologischen Fragestellungen des Betriebs geothermischer Anlagen.

Untergrundgasspeicherung

Ein Untergrundgasspeicher ist ein Speicher, bei dem entweder der natürlich vorhandene Porenraum in Sand- und Kalksteinen oder die in Salzstrukturen künstlich erzeugten Hohlräume (Kavernen) genutzt werden. Untergrundgasspeicher dienen zum Ausgleich von Ungleichgewichten zwischen Angebot (Förderung) und Nachfrage (Verbrauch) und erhöhen so auch die Versorgungssicherheit im Jahreszyklus. Sie werden in den warmen Sommermonaten bei geringem Gasbedarf befüllt und in den Wintermonaten zur Deckung des Mehrbedarfs entleert. Seit über 50 Jahren wird Methan (entspricht im wesentlichen Erdgas) in Deutschland in mehr als 50 Gasspeichern (Porenspeicher und Kavernen) untertage gespeichert und dient wie erläutert vor allem der Abdeckung saisonaler Schwankungen im Verbrauch. Die aktuelle Kapazität der gesamten Speicher liegt bei 24 Milliarden Norm-Kubikmetern Methangas. Diese Menge entspricht 240 TWh (3-mal die im Modell vom Fraunhofer-Institut benötigte Menge) gespeicherter Energie. Untergrundgasspeicherung ist eine aus-



© GFZ

Abb. 4: Geothermie nutzt die im zugänglichen Teil der Erdkruste vorhandene Wärme über flache Erdwärmesonden bis zu Tiefen von 100 m und tiefe Produktions- und Injektionsbohrungen ab 1.500 m.

gereifte Technologie und Stand der Technik.

IV. Risiken bei der Nutzung des unterirdischen Raums

Risiko ist ein Maß für Schäden an Personen oder der Umwelt bzw. ein Maß für wirtschaftliche Einbußen in Abhängigkeit von der Eintrittswahrscheinlichkeit sowie der Schadenshöhe. Es gilt die Bedeutung des Begriffes „Risiko“ von dem der „Gefahr“ klar zu unterscheiden. Darüber hinaus ist unbedingt zu berücksichtigen, dass ausnahmslos jede Technologie Risiken beinhaltet und dass es auch keine Handlung gibt ohne Risiko.

Induzierte Seismizität

Ein Risiko, dass man bei der Nutzung des unterirdischen Raums eingeht, ist die induzierte oder herbeigeführte Seismizität. Dies sind durch Aktivitäten des Menschen verursachte kleine seismische Ereignisse bzw. Erdbeben. Sie entstehen zum Beispiel durch Bergbautätigkeiten, beim Aufstauen von Stauseen oder wenn große Volumina Wasser, Gas oder Öl aus dem Untergrund herausgefördert oder umgekehrt in diesen eingebracht werden. In den allermeisten Fällen ist die Stärke (Momenten-Magnitudo = MW) der hervorgerufenen seismischen Ereignisse gering und liegt unter der Grenze der Wahrnehmbarkeit durch den Menschen.

Die stärksten Beben, die in Deutschland bislang aufgezeichnet wurden, sind natürliche, geologische Ereignisse im Bereich MW 6-7 (zum Vergleich, Beben in Fukushima im März 2011, MW 9). Der Mensch spürt Magnituden kleiner 3 generell nicht. Im Rahmen des Salzbergbaus wurde Seismizität induziert mit Magnituden bis zu 5-6. Bei der Erdgasförderung, beim Kohle- und Erzbergbau sowie durch den Betrieb von Staudämmen, lagen die Messungen maximal im Bereich MW 4-5. Im Rahmen geothermischer Erkundung oder Nutzung des Untergrundes lagen die Beben bislang immer unterhalb von MW 4.

Leckage entlang von Bohrungen

Bohrungen sind potenzielle Leckagewege, weil durch sie Wegsamkeiten im Untergrund hergestellt werden, wo natürlicherweise keine sind. Werden die Arbeiten an Bohrungen, z.B. deren Abdichtung zum umliegenden Gestein, nicht ordentlich ausgeführt, dann kann die „künstliche“ Verbindung zwischen Gesteinsschichten verschiedener Tiefen zu Schäden führen. Es gibt industrielle Erfahrungen aus mehr als 4 Millionen Öl- und Gas-Bohrungen rund um die Welt. Einerseits kann jede Bohrung theoretisch versagen und Leckagen verursachen, andererseits aber durch Reparaturmaßnahmen auch wiederhergestellt

werden. Eine pauschale Bewertung des Risikos durch Bohrungen ist nicht möglich, denn weltweit gelten verschiedene gesetzliche Vorgaben und auch die Einsatzgebiete, und damit die Gesteine des Untergrunds, sind verschieden. Es handelt sich also immer um eine lokations-spezifische Bewertung des jeweiligen Risikos. Von den 4 Millionen Bohrungen weltweit sind die von 400 000 mit den zugehörigen Dokumentationen zur Erstellung und zum Betrieb zur Auswertung zugänglich. Darin wird in 1,9-75 % der Fälle ein Versagen der Zementierung oder der Verrohrung berichtet. In Deutschland ist diese Art Information leider Betriebsgeheimnis der Industrie und grundsätzlich nicht zugänglich.



Prof. Dr. Michael Kühn (li.) beantwortet Fragen – Prof. Dr. Markus Vogt moderierte die abschließende Fragerunde.

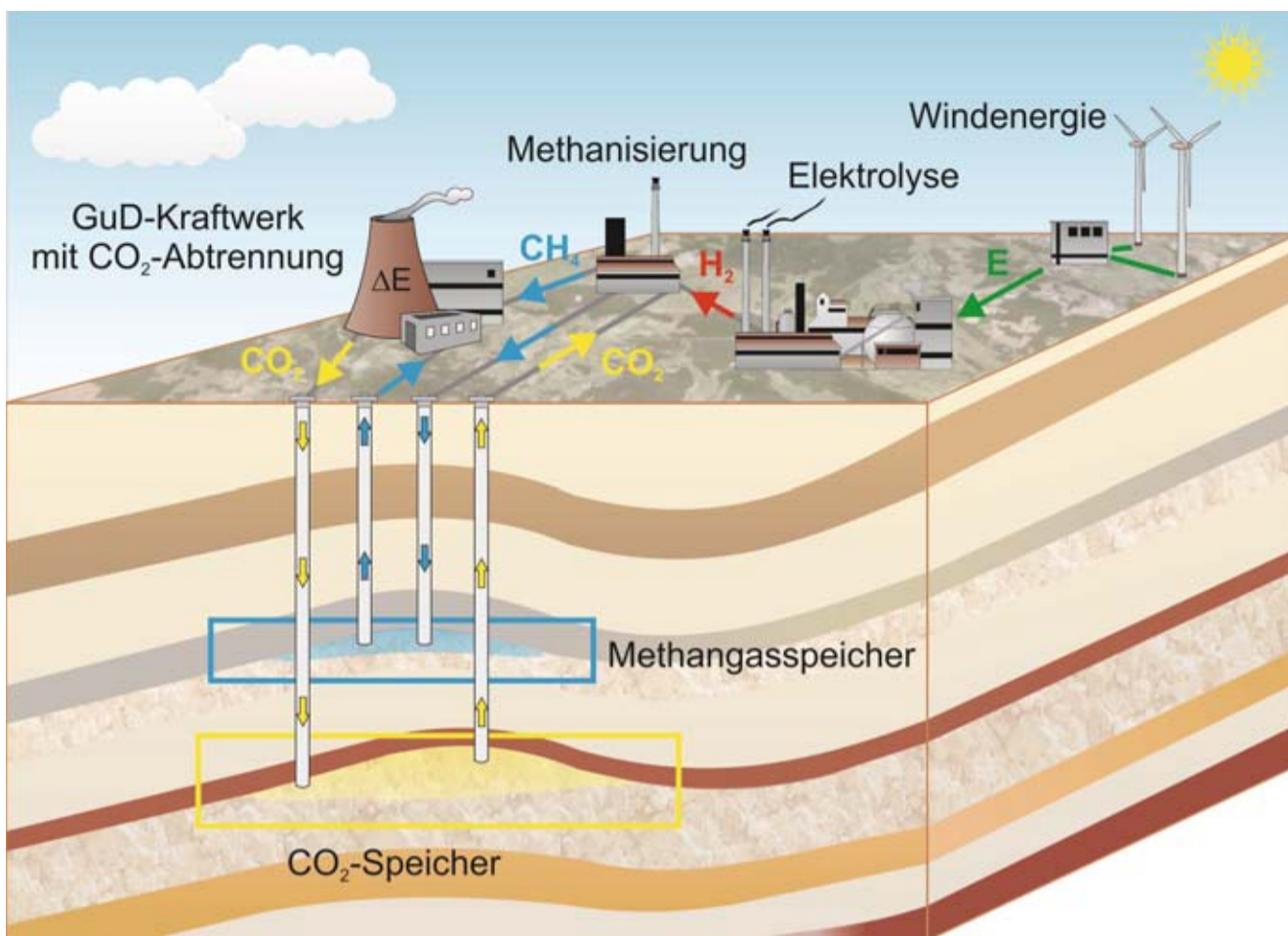


Abb. 5: Prinzip eines integrierten stofflichen Energiespeicherkonzepts auf CH_4 - und CO_2 -Basis in Kombination mit einer emissionsarmen bis emissionsfreien Kohlenstoffkreislaufwirtschaft durch Einsatz eines Gas- und Dampfturbinen-Kraftwerks. Überschüsse aus der Windenergie werden zur elektrolytischen Herstellung von Wasserstoff

genutzt. Dieser reagiert mit CO_2 aus der dynamischen CO_2 -Speicherung zu CH_4 , welches in einer zweiten geologischen Formation gespeichert wird. Das bei der Energieproduktion im Kraftwerk vor Ort aus CH_4 entstehende CO_2 wird abgeschieden und in den CO_2 -Speicher reinjiziert.

V. Forschungsstandort Ketzin zur CO_2 -Speicherung

Wie man den möglichen Risiken bei der Untergrundnutzung begegnet, lässt sich sehr gut anhand der Gasspeicherung und hier am Beispiel des Pilotstandorts Ketzin (www.co2ketzin.de) darstellen, den das GFZ betreibt. CO_2 -Speicherung wurde und wird kontrovers diskutiert in Deutschland und erforderte daher ein wissenschaftliches Feldexperiment. Seit 2004 wurde der Standort erschlossen, von 2008-2013 erfolgte die Injektion von insgesamt 67 000 t CO_2 , und seitdem wird der Langzeitverschluss für die Zukunft untersucht. Die eingebrachte Menge CO_2 ist im Vergleich zu potenziellen Industriestandorten sehr gering. Für die Zukunft werden Demonstrationsanlagen um den Faktor 100 bezüglich der Injektionsrate bzw. 1 000 bezüglich der Gesamtmenge CO_2 größer sein als Ketzin.

In Ketzin wurde eines der weltweit umfangreichsten Überwachungssysteme installiert. Die „intelligenten“ 800 m tiefen Bohrungen am Pilotstandort haben zentrale wissenschaftliche und operative Überwachungsdaten geliefert. Mit Hilfe von z.T. fest eingebauten Sensoren und Messsystemen war es möglich, die Ausbreitung und das Verhalten des CO_2 im Untergrund mit hoher zeitlicher und räumlicher Auflösung abzubilden. Die Bohrungen bilden ein „Fenster“ zur permanenten Beobachtung des Reservoirs in der Tiefe und ermöglichen es, zeitnah und datenbasiert operative Entscheidungen zu treffen. Für die CO_2 -Speicherung auf industrieller Skala, aber auch

für andere Speichertechnologien, müssen diese Ansätze erweitert werden, um auch für großräumige Speicheranwendungen verlässliche Überwachungssysteme aufzubauen. Intelligente Bohrungen können auch und gerade als Frühwarnsysteme in Speicherbereichen eingesetzt werden, in denen die geologische Exploration ein erhöhtes Leckagerisiko ergeben hat.

VI. Innovatives Speicherkonzept für regenerative Energie

Untertagegasspeicher sind eine Option als bevorratendes Bindeglied bei der Speicherung von Strom aus regenerativen Energien. Folgendes innovatives Konzept zur stofflichen Speicherung von RE haben wir entwickelt. Stofflich bedeutet in dem Fall, dass der Strom chemisch gebunden wird. Nur so lässt er sich langfristig speichern und nur so wird sich in Zukunft das Problem des stark wechselnden Angebots von RE durch unterschiedliche Wetterlagen beherrschen lassen.

Welche Speicher für Strom stehen uns heute bereits zur Verfügung? Es gibt Batterien für den Bereich von Stunden, Pumpspeicher für den Zeitraum von Tagen und synthetisches Erdgas (Methan) für den saisonalen Ausgleich über ein ganzes Jahr. Wesentliche Grundlage des dargestellten Speicherkonzepts ist das sogenannte „Power to Gas“-Verfahren, bei dem Strom in Gas umgewandelt wird (vgl. „zur Debatte“ Ausgabe 4/2014). Um die Fluktuationen bei der Einspeisung erneuerbarer Energien auszugleichen und das Potenzial

in Methan (synthetisches Erdgas) umzuwandeln, und bei Bedarf kann man dieses dann nutzen (Abbildung 5). Die beiden wesentlichen Vorteile des vorgeschlagenen Konzepts sind einerseits die Vorratshaltung von CO_2 und andererseits die emissionsfreie Wiederverstromung des Methans durch die CO_2 -Abtrennung.

Rechnungen zeigen, dass der Wirkungsgrad über den gesamten Zyklus Strom – Wasserstoff – Methan – Strom bei 28 % liegt. Dies kann in der Zukunft zusätzlich gesteigert werden, wenn die Restwärme aus dem Kraftwerksprozess für ein Fernwärmenetz zur Verfügung gestellt wird. Die Kosten des Verfahrens liegen bei 20 €/Cent/kWh, was vergleichbar ist mit anderen Speichertechnologien wie Pumpspeichern und damit auch konkurrenzfähig. Für Deutschland ergibt sich eine Kapazität für die Technologie basierend auf der aktuellen Anzahl bereits vorhandener Gasspeicher von 20-60 % der 90-270 TWh Überschussenergie, die für das Jahr 2050 erwartet werden.

VII. Fazit

Der geologische Untergrund liefert in signifikanter Größenordnung einerseits Speicherplatz für Gas und stellt andererseits Wärme zur Verfügung. Für die hier durchgeführten Betrachtungen ist zum einen das Energiekonzept der Bundesrepublik die Basis und zum anderen ein Modell zur hundertprozentigen Bereitstellung von Strom und Wärme durch regenerative Energien im Jahr 2050. Es stehen bereits heute die dafür benötigten Methangasspeicher bereit. Der Bedarf an Energie durch elektrische Wärmepumpen wird durch geothermische Energiegewinnung gedeckt werden können. Zusätzlich schlagen wir ein Verfahren zur stofflichen Energiespeicherung mit Hilfe gekoppelter Untergrundgasspeicher für regenerativen Strom vor. Bereits heute stünden dafür Kapazitäten bereit, die bis zu 60 % des Bedarfs im Jahr 2050 decken könnten. □

von Windkraft und Photovoltaik umfassend nutzen zu können, ist die Entwicklung maßgeschneiderter lokaler Energiespeichertechnologien für unterschiedliche zeitliche und räumliche Skalen notwendig. Überschussenergie lässt sich über Wasserstoff zusammen mit CO_2



Der Ehrensaal des Deutschen Museums war voll besetzt.

Klosterbauten ohne Orden

Dimensionen und Herausforderungen

Ausbleibende Berufungen sind nicht nur für die Ordensgemeinschaften selbst ein drängendes Problem. Es stellt sich auch die Frage, was künftig aus den vielleicht verwaisten Klosterbauten werden soll. Denn viele Klöster hatten und haben – jenseits ihrer religiösen Bedeutung – eine enorme Strahlkraft auf Struktur und Entwicklung ganzer Landschaften „Kloster-

bauten ohne Orden – Dimensionen und Herausforderungen“ lautete der Titel der Abendveranstaltung der Katholischen Akademie Bayern am 6. Mai 2014, auf der versucht wurde, Wege aufzuzeigen, Klöster als besondere Orte zu erhalten. Lesen Sie im Anschluss die Referate, die von den Referenten noch überarbeitet wurden.

Mehr als Klöster – Klosteranlagen und der ländliche Raum in Bayern

Ferdinand Kramer

I.

Wenn von „Mehr als Klöster“ die Rede ist, dann ist damit gemeint, dass die folgenden Ausführungen über den religiösen, spirituellen Kern eines Klosters hinausgehen, ja die eigentliche Bestimmung eines Klosters nur am Rande berühren. Mit Blick auf die Geschichte der Klöster bis an die Gegenwart heran und spezifisch für den ländlichen Raum wollen wir nach den Funktionen der Klöster und Klosteranlagen fragen, die uns über den religiösen Gehalt hinaus womöglich Hinweise auf Motive und Kräfte geben können, die immer wieder Klöster und Klosteranlagen oder ihre Erneuerung und Umnutzung ermöglicht haben.

Der Begriff des ländlichen Raumes floss in unseren Sprachgebrauch verstärkt erst seit den 1950er Jahren ein, ähnlich wie der Begriff der Kulturlandschaft. Er hat an Konjunktur und Akzeptanz im Zusammenhang mit dem wachsenden Zuzug in die Städte seit den 1950er Jahren gewonnen und ist dann vor allem von Planern, sprich in den 1960er Jahren von der aufkommenden Landesplanung, die in Bayern Anfang der 1970er Jahre einen integrierten Landesentwicklungsplan erarbeitete, gebraucht worden. Es ging darum, den ländlichen Raum attraktiv zu entwickeln, um die Abwanderung in die Städte zu stoppen. Gerade Bayern hat sich in seinem Selbstverständnis lange mit den agrarisch-ländlichen Räumen, mit seinen Kulturlandschaften und entsprechenden Lebensformen identifiziert.

Lange Zeit war vom Agrarland die Rede, zaghaft dann vom „Agrar-Industrie-Land“ in den 1950er Jahren. „Keine Sehnsucht nach der Ruhr“, also keine urban-industriellen Verdichtungen wie im Ruhrgebiet, so hieß eine Parole, die die Landespolitik auch aus gesellschafts-



Prof. Dr. Ferdinand Kramer, Professor für Bayerische Geschichte und Vergleichende Landesgeschichte an der LMU München

politischen Erwägungen für die Entwicklung Bayerns verfolgte. Neben der Unterscheidung zu städtischen Agglomerationen und urbanen Räumen wollte der Begriff des ländlichen Raumes auch zum Ausdruck bringen, dass es sich dabei nicht mehr nur um den Raum der Landwirtschaft, sondern im weiteren Sinne um einen Lebensraum für vielfältige Bevölkerungsschichten handelte, die bestenfalls noch in die Städte pendelten, idealerweise aber auch im ländlichen Raum selbst Arbeitsmöglichkeiten auch jenseits der Landwirtschaft finden sollten. So wurden selbst so unterschiedliche Metiers wie die bayerische

Kultur- und die bayerische Mittelstandspolitik, legitimiert unter anderem durch das Subsidiaritätsprinzip der katholischen Soziallehre, stets auch mit Blick auf die ländlichen Räume konzipiert. 2014 wies das Bayerische Staatsministerium der Finanzen, für Landesentwicklung und Heimat aus, dass etwas mehr als 60 Prozent der Menschen in Bayern im ländlichen Raum lebten und dieser rund 85 Prozent der Fläche ausmachte.

II.

Die Tatsache, dass Klöster und Klosteranlagen bis in unsere Gegenwart eine spezifische Bedeutung für den ländlichen Raum haben, leitet sich aus der Geschichte ab, in der Bayern über die Jahrhunderte rund 1000 Klosterstandorte kennt. Der ländliche Raum war der wichtigste Ausgangspunkt für die monastische Landschaft in Bayern. Könnten wir im Zeitraffer über unser Land fliegen, dann würden wir im frühmittelalterlichen Bayern neben den wenigen Bischofsitzen in frühen, freilich bescheidenen urbanen Zentren und einigen Adelsitzen letztlich fast nur Klöster als Orte mit differenzierten zentralen Funktionen für das Umland erkennen. Dann kamen die Burgen von Adel und Ministerialen hinzu. In den Anfängen finden wir, wie Wilhelm Störmer gezeigt hat, Klöster oft an strategisch wichtigen Punkten, an Grenzen von Besiedlungs- und Herrschaftsräumen, an Wegeverbindungen.

So erschlossen etwa die Klöster am Alpenrand, südlich der oberbayerischen Seen vielfach Waldgebiete und stießen von dort mit ihrem Besiedlungswerk in die Alpentäler vor. Klingende Namen wie Tegernsee, Benediktbeuern, Wessobrunn oder Kremsmünster und andere gehören dazu und blühen bisweilen kontinuierlich, jedenfalls in den später österreichischen Teilen des vormaligen Herzogtums Bayern. Ohne Unterbrechung durch die in Bayern besonders radikale Säkularisation pflegten etwa die Mönche in Kremsmünster bis heute die Memoria an ihren Gründer Herzog Tassilo. Deutlich wird, dass die Klöster von den Anfängen her in Wechselbeziehung mit herrschaftlichen, heute würde man wohl sagen „staatlichen“ Akteuren und Funktionen standen. Ihre Ausstattung und Fundierung geht gleichermaßen auf herrschaftliche und „private“ Stiftung zurück.

Fahren wir fort mit unserem Flug im Zeitraffer über Bayern, dann erkennen wir in der Physiognomie des Landes im Spätmittelalter, dass vor allem viele neue Städte in der Landschaft emporwachsen, nicht selten von Burgen und Amtssitzen des Adels bzw. der bayerischen Herzöge ausgehend. Die Bedeutung der Klöster als Zentralorte relativierte sich dadurch, allerdings weniger in Altbayern, denn die Städte- und Märktedichte in Ober- und Niederbayern blieb im Vergleich zu Schwaben, Franken und auch der Oberpfalz dünner. Klosteranlagen wie in Benediktbeuern hatten im zentralörtlichen System im ländlichen Raum Bayerns vielfach ähnliche zentrale und differenzierte Funktionen wie Märkte oder gar kleinere Städte. Klöster leisteten weiter einen Beitrag zu einer differenzierten Infrastruktur im ländlichen Raum.

Haben die Klöster im ländlichen Raum also im Spätmittelalter bis ins 16. Jahrhundert relativ zu den Städten an Bedeutung eingebüßt, zumal sich in den Städten neue, oft Bettelorden ansiedelten, so gewannen sie offensichtlich neue Kraft im Barock. Während bedingt durch die konfessionellen Auseinandersetzungen und den Dreißigjährigen Krieg viele Städte, soweit sie nicht Residenzen beherbergten, in eine lang dauernde Krise kamen und bisweilen erst

im 19. Jahrhundert wieder die Einwohnerzahl des frühen 17. Jahrhunderts erreichten, erlebten viele Klöster eine neue Blüte. Große mächtige Klosteranlagen und -kirchen entstanden, das Mittelalter verschwand oft auch in der Baubsubstanz, der Barock als europäische Kulturbewegung fand in den bayerischen Klöstern reiche Artikulation und Inkulturation.

In Franken und Schwaben, wo sich vielfältige Landesherrschaften entwickelten und Klöster nicht selten Reichsterritorien wurden, hat die Klosterarchitektur angetrieben von barocker Religiosität und dazu der Herrschaftsrepräsentation der Reichsäbte gewaltige Anlagen wie in Ottobeuren oder Roggenburg hinterlassen. Der Bau und Unterhalt der Anlagen, mancherorts verbunden mit einer Wallfahrt, hat in beachtlichem Maße finanzielle Ressourcen in den ländlichen Raum gezogen oder gebunden, Arbeit geschaffen und über Abgaben und Arbeitsleistung Mittel von den besser gestellten bäuerlichen Anwesen hin zu Tagelöhnern, aber auch zu qualifizierten Handwerkern und Künstlern transferiert. Mit ihren Wirtschaftsbetrieben und den Bauten waren die Klöster stets Arbeitgeber im ländlichen Raum.

Die monastische Baukultur des Barock hat mancherorts den Bogen überspannt, jedenfalls haben die mächtigen Anlagen dazu beigetragen, dass die Kritik der Aufklärer im 18. Jahrhundert breiteren Boden fand und schließlich im Gefolge des napoleonischen Umbruchs gerade in Bayern eine von fiskalischen Interessen des Monteglas-Staates getriebene, besonders radikale Säkularisation zur Folge hatte. Man kann die Säkularisation wie oft geschehen unter der Perspektive der Staat-Kirche-Beziehung, des Bruches kirchlich-monastischen Lebens, unter dem Aspekt des Kultur- und Kulturgutverlustes oder -transfers, oder des Gewinnes an Staatsmacht durch Herrschaftsrechte und umfangreichen vormaligen Klosterbesitz sehen.

Weniger beachtet werden die Folgen für die ländlichen Räume: unter profanen Gesichtspunkten bedeutete die Säkularisation nicht nur die Schließung von rund 80 hochwertigen Standorten für Wirtschaft, Bildung, Wissenschaft und Kultur. Zudem blieben Begabungen von Menschen im ländlichen Raum oft ohne weitergehende Entwicklungsmöglichkeiten, sogar von einer Reagrarisierung des ländlichen Raumes spricht bisweilen die Forschung. Die Säkularisation hatte darüber hinaus auch die Minderung oder den Abgang von rund 80 Klöstern als Zentralorten mit differenzierter Infrastruktur im ländlichen Raum als Ergebnis.

Unser Flug im Zeitraffer sieht dann seit den 1830er Jahren zunächst zaghaft, dann bis zum Kulturkampf in den 1870er Jahren einen raschen Aufschwung der Klosterlandschaft, begünstigt durch eine wirkmächtige Erneuerung von Religiosität und Kirche, begünstigt auch durch ein rasantes Bevölkerungswachstum, was zu vielen monastischen Berufungen und zu einem gewaltigen Ausbau von Klostersniederlassungen in den Städten und auf dem Land führte, die Aufgaben vor allem in Sozialdiensten wie Krankenpflege, im Bildungswesen und der Mission übernahmen. Hundert Jahre nach der Säkularisation zählte Bayern mehr Klöster als davor und ein Vielfaches an Nonnen und Mönchen.

Dass die Gründungswelle des 19. Jahrhunderts sich stark auch in Städten realisierte, hat mit der Industrialisierung, der damit einhergehenden Urbanisierung und den wachsenden sozialen Problemen zu tun. Die Remonastizierung Bayerns hat zwar auch dem ländlichen Raum kräftige Impulse gegeben,



Foto: akg-images

Das Kloster Ottobeuren in der Nähe von Memmingen im Unterallgäu ist eines der herausragenden Beispiele dafür, welche große Bedeutung Abtei-

en in Bayern in religiöser, aber eben auch ökonomischer, städtebaulicher, schulischer und kultureller Sicht für eine ländliche Region haben.

nicht minder aber auch den wachsenden Städten, wo sich nie gekannte seelsorgerische und soziale Herausforderungen ergaben, und wo vor allem Klosterfrauen das leisteten, was ein spärlich vorhandenes und unterfinanziertes staatliches Sozialsystem nicht leisten konnte. Die Sozial- und Bildungsfunktion der Klöster lebt bis in unsere Tage fort, wenn sie auch vielerorts ausklingt und von Staat und Diözesen ersetzt wird.

III.

Dass der ländliche Raum nach der Säkularisation nicht noch stärkere Verluste hinnehmen musste, verdankte er auch den Klosteranlagen. Zwar wurde nach der Säkularisation viel Bausubstanz abgetragen, wie wir unschwer in Wessobrunn, in Roggenburg, Niederaltaich oder andernorts bis heute sehen können. Doch vielerorts suchte man auch neue Nutzungen: Behörden, Kasernen, Adelssitze, Gefängnisse, Brauereien und andere Wirtschaftsbetriebe, Schulen, Kindergärten, Krankenhäuser und Pflegeeinrichtungen, Psychiatrische Anstalten, Ateliers für Künstler, Museen, Bildungszentren, Konzert- und sonstige Veranstaltungsräume etc., aber auch erneut Konvente konnten dort untergebracht werden. Erstmals zeigte sich eine wesentliche Kraft der Klosteranlagen: ihre schiere Größe, der kunsthistorische Wert, außerdem die Ausstrahlung

und Anmutung verlangten immer wieder nach Nutzungen, ließ die Menschen vor Ort und die Verantwortlichen im Land immer wieder darüber nachdenken, wie sie weiter oder anders genutzt werden konnten.

Das Mauerwerk alleine machte freilich die Kräfte für Nach- und Umnutzungen nicht mobil. Wie manches Beispiel unmittelbar nach der Säkularisation eben auch zeigt, konnte man die Anlagen ebenso als Steinbruch verwenden und abtragen. Die Ursachen für die Entfaltung der Kräfte für eine weitere Nutzung der Klosteranlagen waren vielfältig: so hat die Erneuerung des religiösen Lebens, die bis in die 1960er Jahre wirkmächtig blieb, allgemein eine neue Wertschätzung „heiliger Orte“ ermöglicht. Wie viel Kraft davon bis ins neue Jahrtausend übrig geblieben ist, oder ob gar schon die inzwischen viel diskutierte „Rückkehr der Götter“ spürbar sein kann, muss hier dahingestellt bleiben. Dass Klöster und Klosteranlagen zumindest als „andere Orte“, als Orte mit spiritueller Qualität wahrgenommen und gesucht werden, hat sie jedenfalls gleichermaßen als Erholungs-, Kultur- und Bildungsorte mit spezifischer Atmosphäre oder auch als Tourismusdestination gestärkt.

Zur neuen Wertschätzung für die Klöster und Klosteranlagen haben auch die seit dem 19. Jahrhundert aufblühenden historischen Disziplinen und Kulturwissenschaften beigetragen, die nicht nur

die reichen Quellen aus den Klöstern für ihre Forschung sondern auch Stoffe für Weltkultur wie die Carmina Burana von Carl Orff entdeckt haben. Das hat in Bayern auch in Auseinandersetzung mit dem Liberalismus zu einer wachsenden Identifikation mit den Klöstern beigetragen. Diese hat viele Ausdrucksformen gefunden, etwa in Begriffen wie „terra benedictina“, „Klosterland Bayern“ oder „Klosterland Bayerisch-Schwaben“; wenn sich das Land nach außen oder innen darstellte und zeigte, bildete es seit dem 16. Jahrhundert immer wieder auch seine Klöster ab, sei es in Philipp Apians Karten oder in den Stichen von Michael Wening. Die Qualitäten des Landes wurden mit den Schlössern der Fürsten und Adeligen, mit den Städten und eben den großen Klosteranlagen repräsentiert. Selbst die scharfe Aufklärungskritik konnte dies nicht nachhaltig erschüttern. So entfaltete in längerer Perspektive der ursprünglich verächtlich gemeinte Begriff „Pfaffenwinkel“ eine positive Eigen- und Fremddeutung und verwandelte sich in ein Tourismusargument.

Zur Identifikation mit den Klöstern hat auch deren Funktion für die Elitenbildung im ländlichen Raum und im Land insgesamt beigetragen. Die Klosterschulen und -gymnasien mit ihren Internaten waren für Buben und Mädchen im ländlichen Raum oft die einzige Möglichkeit, höhere, die bis in die 1960er Jahre besonders geachtete humanistische

Bildung zu erlangen. Vielerorts vermittelten die Ortspfarrer Kinder aus den Dörfern in Klosterinternate. Gleichzeitig waren diese Schulen Orte, aus denen Kinder aus einfachsten Verhältnissen für höchste Ämter qualifiziert wurden, also ein Medium sozialer Mobilität, die für die soziale Sensibilität von Politik, Gesellschaft und Kultur Bayerns von nicht zu unterschätzender Bedeutung wurde.

In den Internaten entwickelten sich vielfach enge, lebenslange Freundschaften und Netzwerke. Aus den Schulen und Internaten wie in Ottobeuren, Niederaltaich, Ettal, Metten oder St. Ottilien, aber auch in Internaten in Städten wie in Dillingen, Bamberg oder St. Stephan in Augsburg, die Kinder aus den ländlichen Räumen aufnahmen, entwickelten sich etwa in der bayerischen Staatsverwaltung wirkmächtige Kräfte, die um die Bedeutung der Klöster und Klosteranlagen wussten, sich um sie, um Um- und Nachnutzungen mühten, wenn die ursprüngliche monastische oder andere Funktionen nicht mehr tragfähig waren. Vor kurzem ist der frühere Schwäbische Bezirkspräsident Georg Simnacher verstorben, der „Herrzog von Schwaben“, wie er genannt wurde. Vormalig Schüler in St. Stephan in Augsburg hat er später in politischer Funktion zahlreiche Impulse für neue Nutzungen von Klosteranlagen in Bayerisch-Schwaben gegeben. Irsee sei pars pro toto genannt.

Die Bedeutung der aus den Klosterschulen erwachsenen Eliten Bayerns aus dem ländlichen Raum hat sich erst dann stark relativiert, als der gewaltige Ausbau der staatlichen Gymnasien und Bildungseinrichtungen seit den 1960er und 1970er Jahren die Bedeutung der Klosterschulen stark relativiert und manches Internat nach und nach überflüssig gemacht hat. Karl Böck, Ministerialdirektor im Kultusministerium, einer der wohl wirkmächtigsten Klosteranlagenerneuerer des 20. Jahrhunderts in Bayern, hat zeitlebens das Heimweh nicht vergessen, als er als kleiner Bub ins Internat kam. Als es darum ging, rund 100 neue Gymnasien in den 1960er und frühen 1970er Jahren im Land zu errichten, hat er auch die Klosterkarte Bayerns vor der Säkularisation vor Augen gehabt, so sehr hat er sich mit dieser Tradition des Landes identifiziert.

Die so geartete Identifikation hatte nach 1945 noch eine andere Quelle. Der Wille zu einer Modernisierung Bayerns mit konservativen gesellschaftlichen Leitbildern, damit verbunden die anfängliche Hoffnung auf eine Rechristianisierung der Gesellschaft nach der Erfahrung einer „Staats- und Gesellschaftsordnung ohne Gott, ohne Gewissen und ohne Achtung vor der Würde des Menschen“, wie die Bayerische Verfassung formulierte, hat dem lange Zeit verachteten Barock und insbesondere dem barocken Bayern und mit ihm den Klosteranlagen einen neuen öffentlichen Stellenwert ermöglicht. Max Spindler, der Doktorvater von Karl Böck am Institut für Bayerische Geschichte der LMU, hat versucht, mit einem breite Resonanz findenden Aufsatz über den „Ruf des Barocken Bayern“ diese Epoche in der Geschichte des Landes gegen ältere aufklärerische und nationalliberale Kritik zu rehabilitieren.

Der Barock war in Spindlers Deutung der 1950er Jahre in Abkehr von Nationalismus und deutschnationaler Perspektivenverengung geprägt von europäischer Offenheit Bayerns insbesondere in den romanischen Kulturraum, in Abkehr von Zentralismus geprägt von profilierter bayerischer Staatlichkeit im föderalen Verbund des Hl. Römischen Reiches, inspiriert von katholischer Religiosität und Lebenspraxis, von künstlerisch-kultureller Entfaltung auch in der Breite und vom Aufbruch der Wissenschaft in der neu gegründeten Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die ihre Mitglieder nicht zum geringsten aus den Orden des Landes rekrutierte.

So wurden nach 1945 die Klosteranlagen zu einem erneuerten Symbol für das Land Bayern, zu einem Teil der Identitäten und damit auch mancher Leitbilddiskussionen, bald aber tatsächlich ein Teil der kompensatorischen Maßnahmen komplementär zum raschen und tiefgreifenden Modernisierungsprozess und Wandel des Landes.

Die Klosteranlagen aus dem Barock und Rokoko wurden zudem Ausdruck für den ästhetischen Anspruch des Landes in Verbindung mit der Kulturlandschaft, mit der sich die Menschen in Bayern spätestens seit dem 19. Jahrhundert im Besonderen identifizieren. Kirchen und Klosteranlagen wurden als kongeniale Bereicherung der Landschaft gedeutet. Der Blick über den Roggenburger Weiher auf die nahe Klosteranlage, über den Ammersee auf die Klosterkirchen in Dießen oder Andechs vor dem Hintergrund des mit Föhn nahbaren Alpenpanoramas symbolisierte den ästhetischen Anspruch auch an die Landesentwicklung. Beträchtliche staatliche Gelder konnten so aus den vielfältigsten Töpfen in die Klosteranlagen des Landes und damit in den ländlichen Raum gelenkt werden, eben weil sie mehr als Klöster waren.

IV.

Blicken wir abschließend auf die jüngste Entwicklung: Anfang der 1990er Jahre war in Bayern die Rede vom „Ende der Provinz“. Der bekannte BR-Redakteur Heinz Burghart wollte damit zum Ausdruck bringen, dass sich die Lebensverhältnisse im ländlichen Raum gründlich verbessert hatten und – in anderen Formen – der Lebensqualität der Städte nicht mehr nachstanden. Und in der Tat fanden viele Menschen aus den Städten den Weg auf das Land. Die Suburbanisierung, die mit der Eisenbahn im späten 19. Jahrhundert begonnen hatte, erlebte mit dem Auto seit den 1960er Jahren eine beispiellose Dynamik und der gewaltige Infrastrukturausbau hat die ländlichen Räume vielfach neu erschlossen. Ökologische Ideale haben dies unterstützt.

Doch sind seit der Jahrtausendwende wieder starke Veränderungen erkennbar: demographischer Wandel, beschleunigter Strukturwandel der Landwirtschaft zu agrarindustriellen Produktionsformen, Akademisierung der Gesellschaft mit Abzug begabter junger Leute in die Städte, Landschaftsverbrauch und Konformitätsarchitektur, Folgen der Gebietsreform mit dem Verlust von 32.000 ehrenamtlichen Mandaten im ländlichen Raum und entsprechendem Engagement und Bindungen an die Dörfer sind Schlagworte. Die Auflassung der Versorgungsinfrastruktur mit Läden, Gasthäusern, Schulen etc. in vielen Dörfern führte selbst im boomenden Oberbayern zu Leerstand älterer Häuser und vormals landwirtschaftlich genutzter Gebäude. Dazu kommt ein partieller Funktionsverlust der Infrastruktur in Umfeld größerer Städte, weil die Überlastung von Straßen und Nahverkehrssystemen das Pendeln zunehmend belastend machte und verlängerte.

Und schließlich hat auch der Umbruch der monastischen Landschaft längst begonnen. Die Orden müssen sich mangels Nachwuchs aus immer mehr Standorten zurückziehen. Angesichts des allgemeinen demographischen Wandels, der manche ländliche Räume in Bayern zugespitzt betrifft, wird zumindest auf absehbare Zeit der eigene Bedarf an größeren öffentlichen Einrichtungen, die entsprechende Räumlichkeiten nutzen könnten, nicht substantiell steigen, ja eher abnehmen, wenn nicht verstärkt öffentliche Einrichtungen von den urbanen Zentren in die ländlichen Räume verlagert und bei Planungen die absehbar umzunutzen Klosteranlagen längerfristig berücksichtigt werden. Die Frage, inwieweit private Umnutzungen möglich sind – und vereinzelt zeigten durchaus Investoren Interesse – wird man nicht generalisierend beantworten können. In jedem Einzelfall sind da öffentliche und private Interessen sorgfältig abzuwägen, zumal in Bayern viele Klosteranlagen kultur- und kunsthistorisch von großer überregionaler Bedeutung sind. Die Wieskirche als Weltkulturerbe steht da exemplarisch für die entsprechende Kulturlandschaft Bayerns.

Es braucht ganz offensichtlich einen großen Kraftakt, um die Klosteranlagen als Impulsgeber für den ländlichen Raum nicht nur zu erhalten und sondern gleichsam neu zu erfinden. Diskussionen wie in Wessobrunn, Altenhofenau, Fürstentzell oder besonders drastisch in Benediktbeuern zeigen, dass die Herausforderung schon mit aller Macht an die Türe der Orden, der Kommunen, der Diözesen und des Freistaates klopft. Dabei wird auch deutlich, dass bislang weder die Klöster über die Ordensgrenzen hinweg, noch die Diözesen, noch die Kommunalverbände, noch der Freistaat abgestimmte Leitlinien für diese Herausforderung entwickelt haben.

In den Orden handelt es sich um unheimlich schmerzhaft, menschlich, rechtlich und finanziell komplizierte Prozesse. Staat und Politik fürchten Investitions- und Folgekosten für weitere öffentliche Einrichtungen. Freundeskreise der Klosteranlagen helfen, sind aber in ihrer finanziellen Leistungskraft meist genauso überfordert wie die Kommunen. Ein Bewusstseinsbildungsprozess kommt langsam in Gange, insbesondere müssten Orden, Kommunen, Diözesen und Freistaat die notwendigen Prozesse auch zeitlich aufeinander abstimmen.

Stellt man die historische Entwicklung in Abgleich zu den gegenwärtigen Herausforderungen, dann ergeben sich eine ganze Reihe von Fragen: Wie steht es etwa mit dem religiösen Impetus, der die Klöster und Klosteranlagen sei es in monastischer oder profaner Nutzung stets gestützt hat? Wie steht es um die

kulturelle Bildung und damit um Wissen über Bedeutung der Klöster und Klosteranlagen in der Gesellschaft? Wie steht es um die verantwortlichen Eliten des Landes, die einst zum großen Teil im Klosterbildungshumanismus sozialisiert waren und entsprechend den Klöstern ideelle, materielle staatliche und private Unterstützung zukommen ließen? Wie steht es mit den Identitäten und den Leitbildern Bayerns im forcierten Wandel und welche Folgen haben diese für den Umgang mit einem herausragenden kulturellen Erbe? Mit anderen Worten, wo sind heute die Kräfte, die den Umbruch der monastischen Landschaft bzw. der Klosteranlagen gestalten wollen und können? Es wäre wohl dringend notwendig, dass Orden, Diözesen, Kommunen und Freistaat aufeinander zugehen. Dann kann aus dem Umbruch auch eine Chance, besonders für den ländlichen Raum werden. □

Presse

Katholische Nachrichten-Agentur

7. Mai 2014 – Die weitere Nutzung verlassener Klostergebäude in Bayern geht nach Ansicht des ehemaligen Bundesfinanzministers Theo Waigel (CSU) auch den Freistaat an. (...) Die Zahl der Ordensleute geht aufgrund von Überalterung und fehlenden Neueintritten bundesweit seit Jahren zurück. Habe es vor vier Jahren noch allein 25.000 Ordensfrauen gegeben, so werde diese Zahl heute nicht einmal mehr mit den Ordensmännern zusammen erreicht. Das erläuterte der Vorsitzende der Deutschen Ordensobernkongferenz (DOK), der Abt von Windberg, Hermann Josef Kugler. (...) Beide äußerten sich auf einer Veranstaltung der Katholischen Akademie in Bayern zum Thema „Klosterbauten ohne Orden. Dimensionen und Herausforderungen“.

7. Mai 2014 – Mit diesem Problem setzte sich am Dienstagabend in München eine Tagung der Katholischen Akademie in Bayern auseinander. Unter dem Titel „Klosterbauten ohne Orden“ ging es darum, Dimensionen und Herausforderungen auszuloten. Denn es sind eben „mehr als Klöster“, die da dichtgemacht werden, erinnerte Ferdinand Kramer. Traditionen gehen zu Ende und Mittelpunkt in Regionen fehlen auf einmal. Der Münchner Professor für Bayerische Geschichte verwies darauf, dass gerade Bayern über Jahrhunderte rund 1.000 Klosterstandorte kannte. (...) Besonders gefragt waren ihre sozialen Dienste, etwa in der Krankenpflege. Nicht zuletzt deshalb ließ König Ludwig I. viele in der Säkularisation geschlossenen Klöster im 19. Jahrhundert wieder neu gründen. (...) Doch wo sind heute die Kräfte, die den Umbruch der monastischen Landschaft gestalten wollen? *Barbara Just*

Süddeutsche Zeitung

8. Mai 2014 – So sollte sich das von Finanzminister Markus Söder (CSU) geführte Heimatministerium im Rahmen des Landesentwicklungsplans darum kümmern, forderte Waigel am Dienstagabend in München. Dazu brauche es eine entsprechende Finanzausstattung. (...) Er werde dieses Anliegen in den nächsten Tagen bei einem Treffen mit Söder und Ministerpräsident Horst Seehofer vortragen.

Leserbrief vom 12. Mai 2014 – Die Veranstaltung der Katholischen Akademie Bayern zum Problem des Klostersterbens

kam spät; umso verdienstvoller war sie. Denn seit Jahrzehnten ist absehbar, dass erschreckend viele bayerische Klöster, insbesondere Frauenklöster, aus Nachwuchsmangel schließen müssen. Eine Trendumkehr ist nicht zu erkennen, und Ausnahmen (...) bestätigen nur die Regel. Diese Entwicklung trifft den Kulturstaat Bayern an einer besonders empfindlichen Stelle, denn Bayerland ist seit dreizehnhundert Jahren Klosterland. *Prof. Egon Johannes Greipl*

Leserbrief vom 19. Mai 2014 – Die Themen „leer stehende Klöster“ und „Unterbringung von Flüchtlingen“ gehören derzeit zu den aktuellen und wohl auch ungelösten Problemen in Bayern (und nicht nur da). Umso mehr wundert es mich, dass es bisher noch niemand eingefallen ist, sie miteinander zu verknüpfen. Eine Verbindung der beiden Problematiken könnte nämlich für beide zumindest Teillösungen ergeben. In den Klostergebäuden könnten menschenwürdige Unterkünfte für Asylbewerber, Flüchtlinge und wohnungslose Migranten geschaffen werden. *Andrea Sommer*

Leserbrief vom 19. Mai 2014 – Das Prinzip „Kloster“ ist gut und wertvoll. Wir sollten es bewahren. Nur geben die momentan ihren Geist auf. Es ist Zeit für neuen Geist, einen forschenden, weltoffenen mit Hand und Fuß. Kloster sollte Kloster bleiben, Konversion nur innerlich geschehen – vom Glauben zur Philosophie (...). *Dr. Christian Zippel*

Die Tagespost

10. Mai 2014 – Der Prämonstratenserabt von Windberg, Hermann-Josef Kugler, kennt im eigenen Orden das Problem des Nachwuchsmangels nicht. In Windberg und seiner schwäbischen Filiale Roggenburg floriert das monastische Leben – und das nach einem wahren Dornröschenschlaf. Als der Orden Ex-Bundesfinanzminister Theo Waigel (CSU) um Unterstützung bat, hatte er das selbst nicht für möglich gehalten. Mittlerweile strahlt Kloster Roggenburg mit seinem Zentrum für Familie, Umwelt und Kultur über die Region hinaus. Fantasie, Kreativität, Mut und finanzielle Hilfe sind nötig, um neue Wege zu gehen, sagte Kugler, der auch Vorsitzender der Deutschen Ordensobernkongferenz (DOK) ist. Dafür mussten sich aber Orden, Diözese, Pfarrgemeinde, Kommune, Landkreis und Bezirk an einen Tisch setzen. Dass nicht in jedem alten Kloster wieder ein Orden einziehen kann, ist ihm bewusst.

Das Ende einer Kultur? Klosterbauten ohne Orden

Abt Hermann Josef Kugler OPraem

I. „Haus Gottes billig zu haben“

„Haus Gottes billig zu haben“ – so titelte Christ & Welt, die Wochenzeitung für Glaube, Geist und Gesellschaft in einer Ausgabe im vergangenen Jahr. Darin kommt ein Immobilienmakler zu Wort, der als Anlageberater Klöster veräußert, die von ihrem Orden aufgegeben werden. Mehr als ein Dutzend hat er mit seiner Firma veräußert, weil die Gebäude vom jeweiligen Orden nicht mehr benötigt werden.

Die Tatsache, dass Klöster geschlossen werden, kann jeder von uns aus seinem weiteren oder näheren Umfeld bestätigen. Diese Entwicklung hat schon seit Längerem eingesetzt und sie wird sich in Zukunft noch verschärfen, wenn man die Überalterung in manchen Ordensgemeinschaften und die Entwicklung der Ordenslandschaft in Deutschland betrachtet. Erst kürzlich wurde berichtet, dass die Salesianerinnen in Beuerberg ihr Kloster aufgeben. Diese Entwicklung, die schon vor einiger Zeit begonnen hat, wird sich noch verstärken.

Insofern ist es sicher ein wichtiges Thema, mit dem wir uns heute befassen, wie es mit Klosterbauten ohne Orden weitergehen kann. Schon 2006 verließen die Salvatorianer den Klosterberg in Passau. Ein ehemaliges Klostergebäude der Benediktinerinnen in Niedernburg wurde von den Salvatorianern Mitte der 1920er Jahre als Studienhaus und Missionsinstitut gekauft und später weiter ausgebaut. Über 80 Jahre später wurde es nun aufgelöst und verkauft. Was in diesem Prozess so sehr bewegt, hat der Provinzial in seiner Abschiedsrede damals eindrücklich beschrieben:

„Nach vielen Gesprächen auf den verschiedenen Ebenen der Provinz fiel die Entscheidung auf dem Provinzkapitel 2002 mit großer Mehrheit: die Auflassung der Niederlassung und der Verkauf des Besitzes, auch wenn die finanzielle Situation des Hauses sehr gut war. Doch es gab fast drei Jahre keinen Käufer für unsere exklusive Immobilie. Letztes Jahr kam dann (...) ein Kaufinteressent, der eine Möglichkeit sah, durch den Erwerb dieses Anwesens sich einen Wunsch zu erfüllen, in dieser herrlichen Lage hoch über Passau großzügig zu wohnen und auch anderen dies zu ermöglichen und den Obstbau weiterführen zu lassen. Viele waren erstaunt, dass wir alles verkaufen, auch den Grund um das Haus. Aber wer damit zu tun hat, der weiß, wie schwierig Besitz werden kann, wenn man nicht mehr selber am Ort wohnt. Die Salvatorianer haben es sich mit dieser Entscheidung nicht leicht gemacht, hängen doch viele Erinnerungen bei vielen Salvatorianern an diesem Ort, wo sie ihre Ordensausbildung gemacht und Land und Leute schätzen gelernt haben. Meine Recherchen ergaben, dass ca. 120 junge Männer vor dem II. Weltkrieg und nachher 420 auf dem Klosterberg ihre erste Profess ablegten. Weit über 350 Salvatorianer erhielten ihre Ausbildung an der Theologischen Hochschule bzw. an der Uni in Passau. Ca. 300 Patres wurden im Passauer Dom zum Priester geweiht. In der Hochblüte waren hier auf dem Klosterberg ca. 100 Leute, die den Klosterberg mit Leben erfüllten. Aber wir müssen zur Kenntnis nehmen: die Bestimmung des



Hermann Josef Kugler OPraem, Abt der Prämonstratenserabtei Windberg und des Klosters Roggenburg, Vorsitzender der Deutschen Ordensobernkongress (DOK)

Hauses, Ausbildungshaus zu sein, ist leider weg gebrochen; es ist still im Haus geworden, auch wenn der Obstbau weiterhin florierende und die Missionsprokura Passau einen guten Namen hat. Es kann nicht angehen, dass wir Häuser um der Häuser willen halten, wenn es trotz mancher Versuche nicht mit Leben gefüllt werden kann.“

Ausgehend von diesen Gedanken möchte ich aufzeigen, was die Orden bewegt und beschäftigt, wenn sie ein Kloster aufgeben bzw. Klostergebäude veräußern (müssen) und ob damit auch das Ende einer Kultur verbunden sein muss.

II. Mehr als nur eine Immobilie

Je nach Geschichte und Tradition des Ortes, aber auch je nach spiritueller Ausrichtung eines Klosters wird es samt seiner Gebäude zu einer Heimat für die Mitglieder, die es bewohnen, und für die Menschen im Umfeld des Klosters, die sich geistlich beheimatet und seelsorglich betreut wissen und es als kulturelles Angebot wertschätzen. Wenn wir in diesem Zusammenhang von Ordensgemeinschaften oder Klöstern und deren Bindung an ihr Gebäude sprechen, dann dürfen wir die unterschiedlichen Ausrichtungen der Orden nicht vernachlässigen. Es gilt hier zu differenzieren zwischen Gemeinschaften, die durch ihre Profess auch die stabilitas loci versprechen, also die Gebundenheit an einen bestimmten Ort, und Gemeinschaften, deren Mitglieder, meist in Provinzen organisiert, bewusst leichter versetzbar sind und es sich in der Welt nicht zu sehr heimisch machen wollen. Mit anderen Worten: Mönche, Nonnen oder Chorherren (Kanoniker), die ihre Profess auf dem Altar einer Kirche ablegen und ein Leben in Gemeinschaft an einer konkreten Kirche versprechen, sind ganz anders mit ihrem Professhaus, dem Klostergebäude, verbunden als die Schwestern und Brüder, die ihr Versprechen auf den Orden allgemein und auf

die Provinz ablegen und damit „überall“ zuhause sind. Vor allem die Missionsgemeinschaften und -orden leben ganz bewusst in dieser Ungebundenheit an einen bestimmten Ort. „Unser Kloster ist die Welt“, hat es mal ein Missionar formuliert.

Darüber hinaus entwickelt sich unabhängig davon im Laufe der Zeit ein Kreis von Menschen um eine Klostergemeinschaft, die sich mehr oder weniger freundschaftlich, geistlich und menschlich dieser Gemeinschaft verbunden fühlen und in regelmäßigem Austausch oder Kontakt sind. Gäste- und Exerzitienhäuser, Zentren für Bildung und Begegnung machen diese Klöster zudem zu einer geistlichen Heimat für die Menschen im Umfeld. Verständlicherweise entsteht so – wenngleich eine gewisse Ungebundenheit in der Spiritualität des Ordens liegt – eine engere Bindung zwischen den Mitgliedern einer Gemeinschaft und den Menschen.

Hinzu kommt bei manchen Klöstern – nicht nur bei uns in Bayern oder im süddeutschen Raum – eine lange geschichtliche Tradition, die mit der Geschichte des Landes und einer Region untrennbar verbunden ist. So ist beispielsweise der Bayerische Wald ohne die Abtei Niederaltaich und deren große Geschichte nicht denkbar. Klöster haben Geschichte und Kultur einer Region geprägt. Davon geben die Gebäude und Kirchen Zeugnis.

Von daher gesehen ist es verständlich, dass sich die Mitglieder einer klösterlichen Gemeinschaft sehr schwer tun, ihr Klostergebäude zu verlassen und zum Verkauf anzubieten. Hier ist intern ein längerer Meinungsbildungsprozess nötig, um alle Schwestern und Brüder in diesen Prozess mit einzubeziehen. Verständlich ist auch der (mehr oder weniger sanfte) Druck von außen, von Freundeskreismitgliedern, Politikern und Bistümern, die die Auflösung eines Klosters verhindern oder wenigstens so lange wie möglich hinauszögern wollen. Alle diese Befindlichkeiten und Emotionen muss man berücksichtigen und ernst nehmen, wenn es um die Aufhebung oder den Verkauf eines Klostergebäudes geht. Das Kloster ist eben nicht nur irgendeine Immobilie von großem künstlerischen und denkmalpflegerischen Wert. Wenn eine Klostergemeinschaft eine angestammte Niederlassung aufgibt, dann geht damit eine gewisse geistliche, kulturelle und menschliche Beheimatung verloren.

III. Klösterauflösung, ein langer Entscheidungsprozess

Aufgrund dieser emotionalen Bindung der Menschen an ein Kloster geht einer möglichen Auflösung auch ein entsprechend längerer Entscheidungsprozess voran. Und das muss auch so sein. Denn es gilt, alle Beteiligten in eine solche Entscheidung mit einzubeziehen. In erster Linie ist es natürlich die konkrete Gemeinschaft, die das Gebäude vor Ort bewohnt. Mit der Zeit stellen sich für die Bewohner und Ordensmitglieder Fragen, wie sie auch oben angeklungen sind: Können wir unsere Aufgabe als Kloster noch so ausfüllen, wie es unsere Regel oder unsere Ordensverfassung vorsieht? Wie sieht es mit dem Ordensnachwuchs aus? Wie steht es um das geistliche Leben, das gemeinsame Gebet – so es die Regel vorsieht? Können wir noch die Leitung und die Verwaltung eines Klosters ausüben?

In der Tat wird es nicht so sein können, dass man ein Haus um des Hauses willen aufrechterhält, auch wenn es nicht mehr mit Leben zu füllen ist. Diese Erkenntnis muss in einer Gemeinschaft besprochen werden, dann müssen die entsprechenden Prozesse ein-

geleitet werden. Es ist an den Gremien der einzelnen Orden, erste Schritte einzuleiten. Das Consilium der Provinz oder der Abtei, ein Beratungsgremium des Oberen, muss dazu einen entsprechenden Beschluss fassen, natürlich nicht ohne die betreffende Hausgemeinschaft gehört und befragt zu haben. Gelegentlich geht einem solchen Prozess auch eine außerordentliche Visitation des Oberen voraus. Damit eine solche Aufhebung rechtskräftig wird, braucht es dann in der Regel ein Dekret des Generaloberen mit Zustimmung seines Generalrates oder des Generalkapitels – je nach Ordensverfassung. Gleichzeitig wird in diesem Prozess auch der Ortsbischof befragt. Zu berücksichtigen ist dabei auch, dass die Entscheidung über die Aufhebung der einzigen Niederlassung eines Instituts eine Angelegenheit des Heiligen Stuhls ist.

Sie können also aus diesem Weg der Instanzen schon ersehen, dass für solche Entscheidungsfindungsprozesse Zeit benötigt wird. Nicht wenige Gemeinschaften, die sich auf diesen Prozess einlassen, beziehen dabei auch Mitbrüder und -schwestern aus anderen Ordensgemeinschaften als Kapitelsmoderatoren ein, die sie auf diesen Sitzungen von außen her begleiten. Als Deutsche Ordensobernkongress (DOK) ist es uns ein wichtiges Anliegen, dass sich

Klöster haben Geschichte und Kultur einer Region geprägt. Davon geben die Gebäude und Kirchen Zeugnis.

Gemeinschaften rechtzeitig mit diesen Fragen beschäftigen und auseinandersetzen. Dann können die Mitbrüder und Mitschwestern noch wirklich selber diese Entscheidungen treffen, solange sie körperlich und geistig rüstig sind. Deshalb sind wir derzeit dabei, ein Netzwerk mit erfahrenen und kompetenten Schwestern und Brüdern aufzubauen, die solche Gemeinschaften zusammen mit den Ordensreferenten der Bistümer beratend begleiten. Hier werden sich in nächster Zeit Vertreter der DOK und der Ordensreferenten treffen, um zu beschreiben, wie eine solche Zusammenarbeit gestaltet werden kann.

Nicht unerwähnt möchte ich eine Art „Zwischenlösung“ lassen, die das Eigenrecht mancher Orden vorsieht. So gibt es in einigen Orden für klösterliche Gemeinschaften, die ihre Probleme nicht mehr allein lösen können, die Möglichkeit, für eine bestimmte Zeit die eigene Autonomie aufzugeben und sich unter die Obhut einer anderen Gemeinschaft desselben Ordens zu stellen. Diese kann dann die Gemeinschaft finanziell und personell unterstützen, sofern hier Möglichkeiten bestehen. Allerdings ist diese Lösung nur dann praktikabel, wenn die andere Gemeinschaft auch in der Lage ist, eine sogenannte Administratur zu übernehmen. Unabhängig von dieser rechtlichen Möglichkeit gibt es unter den verschiedenen Ordensgemeinschaften jetzt schon gegenseitige Unterstützung und Hilfe über die eigene Ordensfamilie hinaus.

IV. Zur Klärung verschiedener rechtlicher Fragen

Ist der Beschluss der Auflösung eines Klosters gefasst, so sind bei der Umsetzung dieser Entscheidung noch viele andere Dinge zu beachten, die eine wichtige Rolle spielen. Da ist die Frage der Besitzverhältnisse. Nicht alle Klostergebäude sind im Besitz des Ordens. Einige Gemeinschaften zahlen eine symbolische Miete an den Freistaat

Bayern oder das Gebäude ist im Besitz einer Diözese, ggf. durch einen Vertrag im Erbbaurecht dem Orden überlassen. In diesen Fällen gilt es dann natürlich im Vorfeld einer möglichen Aufhebung eines Klosters, rechtzeitig mit den Verantwortlichen Kontakt aufzunehmen und die entsprechenden Modalitäten zu besprechen. Solche Ordensgemeinschaften sind dann allerdings von der Sorge befreit, einen Käufer oder eine andere Nutzung für das Gebäude finden zu müssen.

Und ich habe auch schon gehört, dass die Scientology Church über Mittelsmänner Interesse am Kauf eines Klosters hatte.

Anders ist es mit den Ordensgemeinschaften, die im Besitz der Gebäude und einiger Grundstücke sind. Sie benötigen dann bei einer möglichen Veräußerung die Genehmigung des Heiligen Stuhls und des Generalrates. Natürlich ist die Aufhebung einer Klostergemeinschaft nicht notwendigerweise auch an den Verkauf des Gebäudes und der Grundstücke gebunden. Das ist eine zusätzliche Entscheidung, die jeder Orden in der konkreten Situation unter den gegebenen Umständen und Möglichkeiten treffen muss. In der Regel macht es allerdings – wie es der obige Provinzial darlegt – aus praktischen Gründen durchaus Sinn, mit der Aufhebung des Klosters und dem Weggang der Mitglieder die Gebäude und das Grundstück zu veräußern.

Darüber hinaus sind bei der Aufhebung eines Klosters oder der Veräußerung eines Klostergebäudes ggf. die Werke und Einrichtungen nicht zu vergessen, für die der Orden als Träger Verantwortung hat und die unter Umständen in einem Teil der Klostergebäude untergebracht oder auf einem klösterlichen Grundstück errichtet worden sind. Meistens sind es Schulen oder Bildungseinrichtungen, die für die Region von großer kultureller Bedeutung ist. Andere Gemeinschaften sind Träger caritativer Werke, wie Krankenhäuser, Altenheime und anderer sozialer Einrichtungen oder Wirtschaftsbetriebe. Wenn hier die Orden ihre Trägerschaft beenden wollen, ist dazu ebenfalls ein längerer Prozess nötig, bis ein neuer Rechtsträger gefunden oder gegründet ist.

Viele Gemeinschaften haben hier schon die Weichen für die Zukunft neu gestellt. So sind beispielsweise einige Ordenschulen schon in die Trägerschaft einer diözesanen Schulstiftung gekommen. Ob damit aber auch der Unterhalt des Gebäudes verbunden ist, steht wiederum auf einem anderen Blatt. Mit der Aufhebung und einer möglichen Veräußerung eines Klosters können also sehr viele vermögensrechtliche, steuerrechtliche, arbeitsrechtliche, ggf. körperschafts- und vereinsrechtliche wie auch kirchenrechtliche Fragen verbunden sein, die im Einzelfall zu lösen sind.

V. Nachwirkendes Interesse des Ordens am aufgegebenen Kloster

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung bei der Veräußerung eines Klostergebäudes ist die Frage, was mit dem Kloster weiter geschieht. Was wird aus dem alten Klostergebäude? Bei einem gewöhnlichen Häuserverkauf interessiert den Verkäufer in der Regel der Preis für das Haus, das er zum Verkauf anbietet. Der Käufer kann dann mit dem Haus machen, was er will: renovieren, abreißen oder umbauen. Er kann es zu

einem Geschäftshaus umbauen oder Wohnungen zur Verfügung stellen. Was auch immer der Käufer damit machen will, ist dem Verkäufer in der Regel egal.

Nicht so, wenn eine Klostergemeinschaft ihr Klostergebäude veräußern muss. Da stellt sich der Gemeinschaft sehr wohl die Frage: Welche Institutionen nutzen das Gebäude? Bleibt es ein kirchliches Haus? Oder wird das Haus oder auch die Einrichtung im Sinne des Ordens weitergeführt? Es kann durchaus vorkommen, dass ein ehemaliges Klostergebäude von Sekten oder sektenähnlichen Gemeinschaften bewohnt wird. Und ich habe auch schon gehört, dass die Scientology Church über Mittelsmänner Interesse am Kauf eines Klosters hatte. Das wäre sicher nicht im Interesse des Ordens oder der Öffentlichkeit. Es ist einer Klostergemeinschaft ein wirkliches Anliegen, dass es gut weitergeht mit den Einrichtungen, aber auch mit dem Gebäude, dass das kulturelle Erbe ggf. von anderen Institutionen gut weitergeführt wird.

Umgekehrt wird es auch im Interesse der Öffentlichkeit und der einzelnen Bistümern sein (müssen), die Klostergemeinschaft in diesem Anliegen nach Möglichkeit zu unterstützen. In jedem Fall ist es hilfreich, wenn sich im Vorfeld der Beratungen und Überlegungen alle rechtzeitig an einen Tisch setzen und nach Lösungen für eine neue Nutzung des Klostergebäudes suchen, und zwar unter Wahrung der autonomen Entscheidung eines Klosters.

VI. Klostergebäude ohne Orden – das Ende einer Kultur?

Als im oberbayerischen Altenhohenau bekannt wurde, dass das Kloster samt Kirche veräußert werden sollte, sagte die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates im Nachbarort nach Angaben der SZ: „Da geht was ab, ein Stück Kultur würde wegfallen. – Das wäre schlecht.“ In der Tat fehlt einem Klostergebäude die Seele, wenn der Orden die Räumlichkeiten nicht mehr mit Leben erfüllt. Insofern lässt sich schon sagen, dass mit einem Klostergebäude ohne Orden eine Kultur zu Ende geht. Die Frage wird sein, ob es möglich ist, dass mit einer neuen Nutzung auch eine neue Kultur entsteht, die an die reiche Tradition und das geistliche Erbe des jeweiligen Ordens anknüpfen kann.

Sicher wird man nicht in jedem Klostergebäude eine Bildungsstätte, ein Berufsbildungswerk oder eine Außenstelle einer Hochschule errichten können. Sicher wird es auch nicht die Regel werden, dass der alte Orden – wieder neu belebt – sein ehemaliges Klostergebäude wieder besiedelt. Das wird nur die Ausnahme sein. Ebenso unwahrscheinlich ist, dass ausländische Ordensleute dauerhaft ehemalige Klöster bewohnen werden. Das wird vermutlich nur punktuell der Fall sein. Neu entstehende geistliche Gemeinschaften haben oft kein Interesse an einem ehemaligen Klostergebäude oder wollen bewusst nicht an einer solchen alten Tradition anknüpfen. Ausnahmen gibt es, etwa in Groß St. Martin in Köln.

Wie auch immer: Es wird viel Fantasie, Kreativität, Mut und auch finanzielle Hilfen brauchen, um einem Klostergebäude ohne Orden neues Leben einzuhauchen. Ein gelungenes Beispiel der Fortsetzung einer alten Klosterkultur in einem ehemaligen Klostergebäude ist für mich die neuere Geschichte des Klosters Vinnenberg. Das ursprünglich für Zisterzienserinnen gegründete Kloster in Warendorf war seit jeher ein Anziehungspunkt als Ort des Gebets und der Kontemplation, geprägt durch verschiedene Ordensgemeinschaften. In den letzten 100 Jahren lebten hier



Professor Ferdinand Kramer (re.) im Gespräch mit dem Journalisten Ernst Dohlus, früherer Hauptabteilungsleiter Produktion und Sendung beim BR.



Abt Hermann Josef Kugler OPraem stand auch als Interviewpartner zur Verfügung – so wie hier der KNA-Redakteurin Barbara Just.



BR-Journalist Claus Singer machte aus der Veranstaltung auch einen Beitrag für die Reihe „alpha-lógos“ im Bildungskanal ARD-alpha. Er führte dabei auch Interviews mit Teilnehmern – hier mit Ordinariatsdirektorin Dr. Gabriele Rüttinger – der Veranstaltung.

Über die Homepage der Akademie <http://mediathek.kath-akademie-bayern.de/akademie-bei-ard-alpha> können Sie diese schon gesendete Folge in der Mediathek des Bayerischen Rundfunks abrufen.

Benediktinerinnen vom Hl. Sakrament, die aufgrund des Alters und des fehlenden Nachwuchses ihr Kloster vor einigen Jahren verlassen haben. 2006 gründete sich dann ein Förderverein, der im Auftrag und mit Genehmigung des Bistums Münster diesem kulturellen, gesellschaftlichen und religiösen Einbruch entgegenwirken wollte. Ziel dieses Vereins ist es bis heute, die bestehende Tradition einerseits zu achten und zu bewahren, andererseits aber auch sinnstiftende Impulse für die Zukunft zu geben. In den Räumen des ehemaligen Klosters betreibt der Verein nun eine Art Exerzitions- und Gästehaus, deren inhaltliche Ausrichtung auf vier Säulen beruht: kontemplatives Leben, pastoralpsychologische Schulungen, christliche Wertorientierung und religiöse Kultur.

Mit dem Weggang eines Ordens aus einem Kloster geht eine Kultur zu Ende, doch kann eine neue Kultur entstehen.

Dr. Carl B. Möller, der das Kloster seit seiner Studienzeit kannte und heute Rektor der Kirche und Leiter der Einrichtung ist, beschreibt seine Gedanken, als er die leere Klosterräume durchschritt, tief berührt von dem, was die Schwestern zurückgelassen haben, so: „Kurzum: Ich betrat keine Leer-Räume. Die Räume sprachen vom Warten. Worauf sie warten, sagten sie nicht, ließen es offen. Sie sprachen nicht die Sprache vom endgültigen Tod, sie sprachen die Sprache vom Tod als Übergang zu neuem Leben, sprachen die Sprache von Veränderung und Wandlung, sprachen die Sprache der Notwendigkeit von Erneuerung. Leer-Räume als Warte-Räume.“ Und: „Die Einsicht in die Notwendigkeit der Profanierung von Kirchen, der Auflösung von Klöstern, spricht nicht das endgültige Aus, das den Untergang der Kirche einläutet, sondern stellt vielmehr die Frage: Was will denn da sterben? Was will zum Weizenkorn werden, das in die Erde fällt, stirbt und so sich einmischt in den großen Wandlungsprozess des Stirb und Werde alles Lebens? Und die Kirche? Die ecclesia semper reformanda ist die sich ständig erneuernde Kirche, vertrauend auf die bewegende Kraft des Heiligen Geistes!“

Vertrauend auf diese bewegende Kraft des Geistes Gottes stehen wir in naher Zukunft vor mancher Herausforderung, wenn es um die künftige Nutzung ehemaliger Klostergebäude ohne Orden geht. Sicher: Mit dem Weggang eines Ordens aus einem Kloster geht eine Kultur zu Ende, doch kann eine neue Kultur entstehen. Und zwar dann, wenn viele gesellschaftliche Kräfte und Institutionen mit der jeweiligen Ordensgemeinschaft zusammenwirken, um frühzeitig Überlegungen und Initiativen anzuregen. Leere Kloster-Räume sind Warte-Räume. Sie warten auf Erneuerung. Und manchmal geht mehr als man glaubt! □

Verwaiste Klöster – Chance und Entwicklung für eine Region

Theo Waigel

I. Idealbeispiel Roggenburg

Mit der Kompetenz meiner Vorredner kann ich nicht dienen. Prof. Dr. Ferdinand Kramer ist ein ausgewiesener Experte, nicht nur der Bayerischen Geschichte, sondern auch der Folgen der Säkularisierung Anfang des 19. Jahrhunderts. Abt Hermann Josef Kugler aus der Abtei der Prämonstratenser in Windberg und Vorsitzender der Deutschen Ordensoberkonferenz hat hinreichende persönliche Erfahrungen mit der Verwaltung von Klöstern und weiß, wie in verwaisten Klosterbauten Neues entstehen kann. Ich kann demgegenüber nur auf Erfahrungen mit meiner Heimat in Ursberg, mit dem Kloster Roggenburg, mit dem Wiederaufbau von Irsee und mit dem Wiedererstehen von Banz als Bildungsstätte aufwarten. Es sind Plaudereien aus dem Nähkästchen, wie das in Roggenburg gelaufen ist, wo ich von Anfang an noch als Bundesminister der Finanzen und als Wahlkreisabgeordneter involviert war.

Ich habe mich damals, Mitte der 1990er Jahre, über den unglaublichen Mut, Optimismus und Gottesglauben von Pater Rainer Rommens und Pater Gilbert Kraus und den anderen Patres in Roggenburg gewundert. In wenigen bewohnbaren Räumen des alten barocken Klosters in Roggenburg haben wir uns getroffen und die Patres schilderten mir ihre Pläne für ein Bildungszentrum, in dem junge Menschen und Familien geistige Einkehr suchen sollten. Auf meine Frage, wie viel an Zusagen oder an Eigenkapital vorhanden sei, schaute mich Pater Gilbert mit verschmitztem Prämonstratenser-Lächeln an und gab offen zu, dass bisher weder eine staatliche Zusage, noch ein Pfennig Eigenkapital vorhanden seien. Auf meine erstaunte Frage, „wie wollen Sie das dann finanzieren“, denn schließlich standen etwa 17 Millionen DM zur Diskussion, schaute er mich entwaffnend an und meinte: „Wir hatten vor allem an Sie gedacht“. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was ich in dem Augenblick über ihn und seine gläubigen Mitstreiter gedacht hatte. Jedenfalls hielt ich das Vorhaben für illusionär und konnte mir nicht vorstellen, dass dies wirklich gelingen konnte.

Doch Roggenburg ist ein Idealfall einer Neugründung der Prämonstratenser an gleicher Stelle wie vor fast 900 Jahren. Es ist aber kein echtes Beispiel für das Thema „Klosterbauten ohne Orden“. Für das „Projekt Roggenburg“ gab und gibt es eine beispielhafte Partnerschaft zwischen dem Orden der Prämonstratenser, der Diözese Augsburg, der Gemeinde Roggenburg, dem Landkreis Neu-Ulm, dem Bezirk Schwaben, dem Freistaat Bayern, dem Bund, Stiftungen und vielen Mäzenen und Sponsoren. Es fröstelte einen, wenn man in den 1970er Jahren das Kloster Roggenburg besuchte. Die Barockkirche, erbaut von Simpert Kramer, war der einzige Raum, in dem man sich wohlfühlte. Schließlich hatten Pfarrer und Bürgermeister den Mut, ihren Dienstsitz hinter die unwirklichen Mauern zu legen. Es gelang dem damaligen Bayerischen Kultusminister, Dr. Ludwig Huber, zu überzeugen, die Grundschule in das alte Klostergebäude zu verlegen. Damit wurden Räume mit herrlichem Stuck und



Dr. Theo Waigel, Bundesminister der Finanzen a.D., München

Fresken vor dem Verfall gerettet. Der damalige Landrat Franz Josef Schick setzte durch, dass die herrliche Bibliothek restauriert und für Veranstaltungen wieder zur Verfügung gestellt werden konnte. Dies war im Winter nur schwer möglich, weil eine Heizung nicht vorgesehen war. Scheinvolanten erzeugten Bibliothekseindrücke, während die geraubten Werke in München und Augsburg herumliegen. Es etablierte sich ein Freundeskreis zur Unterstützung, der vor allem von den Landräten Franz Josef Schick und Erich Josef Geßner nachhaltig unterstützt wurde.

Der Nukleus der Neugründung der Prämonstratenser in Roggenburg ging auf Pater Gilbert Kraus zurück, der als Weltpriester Prämonstratenser werden wollte. Dem damaligen Bischof von Augsburg, Dr. Josef Stimpfle, gefiel dies: Er ermutigte ihn, wieder eine Prämonstratenser-Gemeinschaft in Roggenburg zu etablieren. Ein anderer Theologe, Pater Rainer Rommens aus den Niederlanden, war nach Windberg gekommen, um Prämonstratenser zu werden. Er war vorgesehen für ein weiteres Studium der Kirchengeschichte in München, beugte sich aber seinen Oberen und ging nach Roggenburg, um dort eine neue Communio zu begründen. Die Diözese Augsburg erwarb das Klostergebäude und das Areal vom Freistaat und lastete sich damit auch die gesamten Folgekosten und Baulastkosten auf, war aber dann Herr der Liegenschaft, die bis 1805 den Prämonstratensern gehört hatte.

Ein weiterer positiver Fingerzeig bestand darin, dass der Abt von Windberg, Abt Handgrätinger, aus Ulm kam und Roggenburg aus der Nähe kannte. Er war mit der Besiedelung durch Windberg einverstanden. So entstand zunächst eine kleine Communio, die sich der Seelsorge in der Umgebung und der Jugendarbeit widmete. Doch die Patres hatten neben diesen wichtigen Aufgaben eine weitere große Idee. Sie wollten ein Zentrum für Jugend und Familie gründen und dort ihre spirituelle Kraft einbringen. Dabei sollte die ganze Familie gemeinsam angesprochen werden, Mutter, Vater und Kinder. Dazu waren

Räume und flexible Apartments notwendig. Eine schöne gemütliche Gaststätte sollte für die Gäste und für die Besucher von Roggenburg zur gastlichen Einkehr einladen. Für mich war und ist Roggenburg die Mitte meines früheren Wahlkreises Neu-Ulm/Günzburg. Roggenburg war von meiner Heimat Ursberg zu Beginn des 12. Jahrhunderts gegründet worden. Roggenburg lag mir seit Kindheit am Herzen.

Trotz der schier unlösbaren finanziellen Probleme gaben die Patres nicht auf. Es gelang mir, die neugegründete Deutsche Bundesstiftung Umwelt für das Projekt in Roggenburg zu interessieren, zumal Umweltpolitik und Schöpfungstheologie in das Programm des Zentrums schwerpunktmäßig eingebaut wurde. Pater Roman hatte diese Fragen bereits an der Hochschule in Benediktbeuern studiert und setzte das Konzept in der Planungsphase begeistert um. Die Finanzierung konnte schließlich gesichert und der Grundstein gelegt werden, sodass das Zentrum dann eingeweiht wurde.

Kurz darauf gab es ein neues, großes Ziel, nämlich die Restaurierung des gesamten Barockgebäudes. Die Kosten hierfür betragen nicht mehr 17 Mio. DM, sondern zusätzlich 18 Mio. Euro. Die Diözese hatte erkannt: Hier entsteht ein neues, lebendiges, geistiges, theologisches Zentrum und geizte daher nicht mit Zuschüssen. Auch der Freistaat hatte gemerkt, wie sehr dieses Projekt in die Bildungslandschaft Bayern



Die Katholische Akademie in alpha-lógos

Ausgewählte Veranstaltungen der Katholischen Akademie Bayern sind regelmäßig in ARD-alpha, dem deutschlandweiten Bildungskanal des Senderverbundes, zu sehen. Die journalistisch aufbereiteten 45-minütigen Beiträge werden vierzehntägig in der Reihe „alpha-lógos“ am Sonntagabend, jeweils von **19.15 bis 20 Uhr**, gesendet. Sie bieten Originalauszüge aus den Vorträgen und Diskussionen, Interviews mit den Referenten sowie vertiefende Informationen. Die Sendungen der Reihe werden vierzehntägig sonntags, jeweils um **13 Uhr**, wiederholt. Gezeigt wird immer der Beitrag, der in der Vorwoche um 19.15 Uhr zu sehen war.

Noch ein Hinweis

Die Sendungen der „alpha-lógos-Reihe“ sind jeweils ein Jahr lang auch auf der Homepage von BR-alpha abzurufen und können damit jederzeit auf dem heimischen Computer gesehen werden.

Die Internetadresse lautet: <http://www.br.de/fernsehen/br-alpha/sendungen/logos/logos104.html>

Eine aktualisierte Programmorschau finden Sie unter <http://mediathek.kath-akademie-bayern.de/akademie-bei-br-alpha.html>



Foto: akg-images

Die frühere Benediktinerabtei Irsee (auf unserem Foro die barocke Klosterkirche) zeigt exemplarisch, wie ein Klosterbau auch ohne Orden weiterhin

eine ungemein wichtige Rolle in einer Region spielen kann. Das ehemalige Kloster beherbergt unter anderem eine Tagungsstätte, die wegen der Bedeutung

der dort stattfindenden Veranstaltungen immer wieder auch in überregionalen Medien Beachtung findet.

passte. Gemeinde, Kreis und Bezirk waren bereit, einen Trägerverbund zu errichten, um auch ein eventuelles Defizit auszugleichen. Es gelang, andere Sponsoren aus Wirtschaft, Industrie und Bankenwelt für das Projekt zu begeistern, sodass nunmehr ein fast fertiges Projekt und eine Klosterlandschaft entstanden sind mit einem neuen Trakt und dem alten Barocktrakt, der nie schöner war als heute. Die Patres verkünden dort eine frohe Botschaft, die sehr an das erinnert, was unser Papst Franziskus an offener Menschenliebe verkündet und einfordert.

II. Herausforderungen der Moderne in Ursberg

Ganz anders verlief die Geschichte Ursbergs, des Mutterklosters von Roggenburg. Nach der Säkularisierung 1805 war Ursberg zuerst Sitz des Bezirksamtmanns. Dort arbeitete ein begabter Schreiber, der Vater von Joseph Bernhart, der 1881 in Ursberg geboren wurde. 1884 erwarb Dominikus Ringeisen, ein schwäbischer Pfarrer, der die Not und das Leid behinderter Menschen auf dem Lande gesehen hatte, Gebäude und

Liegenschaft, um einen Ort der Nächstenliebe für diese Menschen zu errichten. Es entstand eine der größten Behinderteneinrichtungen in Deutschland mit Schulen und einem Gymnasium,

Im alten Klostergebäude der Prämonstratenser wurde das Ringeisen-Gymnasium einquartiert, das in dem restaurierten alten Gebäude einen wunderbaren Platz mit einer großartigen Atmosphäre gefunden hat.

früher florierte sogar eine pädagogische Ausbildung mit Werkstätten aller Art und 14 Filialen in ganz Bayern. Ringeisen gründete eine eigene Kongregation von Franziskanerinnen, die die Hauptarbeit in der Betreuung der behinderten Menschen am Anfang leisteten.

Heute leidet die Kongregation unter dem Phänomen aller Orden, dass relativ

wenig Nachwuchs kommt und natürlich das Problem der Überalterung der Schwestern neue Probleme aufwirft. Als Konsequenz haben die Schwestern eine Stiftung gegründet, ein geistlicher Direktor ist als Vorstand tätig, die Generaloberin fungiert als Vorsitzende des Aufsichtsrats, während leitende Funktionen immer stärker in die Hand von Laien gegeben werden. Im alten Klostergebäude der Prämonstratenser wurde das Ringeisen-Gymnasium einquartiert, das in dem restaurierten alten Gebäude einen wunderbaren Platz mit einer großartigen Atmosphäre gefunden hat. Es ist eine moderne, beliebte Bildungsstätte nicht nur für Mädchen, wie dies früher der Fall war. Weit über Ursberg hinaus ist das Theaterspiel von Ursberg bekannt, es findet in einem denkmalgeschützten Theatersaal statt, der Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden ist. Die alte Klosterkirche mit romanischem Umfang und barocker Ausstattung ist heute Pfarrkirche. Eine romanische Kreuzigungsgruppe aus dem 12. Jahrhundert ist das Wertvollste, was diese Kirche zeigen kann. Daneben erfreut eine Holzhey-Orgel die Gottesdienstbesucher. Zum Zentrum Ursbergs gehören

eine Brauerei und eine historisch gebaute, aber modern geführte Gastwirtschaft mit dem schönsten Saal der Umgebung. Nur wenige Meter von der Kirche entfernt ist vor einigen Jahren eine Gedenkstätte entstanden für die Gefallenen der beiden Weltkriege und die Ermordeten im Rahmen der Euthanasie. Es ist meines Wissens die einzige Gedenkstätte, die zugleich an die Gefallenen und Euthanasie-Ermordeten erinnert. Im Mutterhaus – früher hauptsächlich der Ort der Schwestern – etabliert sich zunehmend die Verwaltung des Dominikus Ringeisen-Werkes, das weit mehr als 1.000 Menschen beschäftigt.

III. Irsee, ein Ideal an Klosterbauten ohne Orden

Die frühere Benediktinerabtei Irsee hat wieder eine ganz andere Geschichte genommen. 1954 habe ich die dortigen Gebäude bei einem Ausflug unserer Schulklasse in einem trostlosen Zustand vorgefunden. Es war der Ort für psychisch kranke Menschen, während der Nazi-Zeit ein furchtbarer Ort des Todes für die Menschen, die nach der Nazi-Ideologie nicht lebenswert sein



Auch Ordensschwestern waren in die Akademie gekommen, um ihre Erfahrungen in die Diskussion miteinzubringen, und vielleicht auch, um sich Rat zu holen.

sollten. Das ganze Areal schien dem Verfall anheim gegeben.

Es war der vor wenigen Wochen verstorbene, frühere Bezirkstagspräsident Dr. Georg Simnacher, der den Mut hatte, daraus ein wunderbares schwäbisches Bildungszentrum in der Trägerschaft des Bezirks zu errichten. Bildung, Heimat, Sprache, Tracht, Musik, Tradition – das sind die großen Themen, die in Irsee behandelt werden. Geistiges Leben findet in den herrlich restaurierten Räumen statt. Philosophie, Theologie, Kunst und Kultur haben dort Heimat gefunden. Ein Musik-Festival „Klang und Raum“ mit Bruno Weil hat 19 Jahre lang Menschen aus ganz Bayern angezogen. Die SPD-Landtagsfraktion führt dort regelmäßig ihre Klausurtagungen durch, auch Helmut Kohl und

die CSU haben sich dort schon zu Versöhnungsgesprächen gefunden. Gastronomie und Fremdenverkehr haben an diesem Ort eine ideale Stätte gefunden, sodass Irsee geradezu als Modell für Klosterbauten ohne Orden bezeichnet werden kann. Ein ähnliches Objekt wurde im Kloster Seon vom Bezirk Oberbayern errichtet, ein Schmuckstück im Chiemgau, das nach seiner Gesamtrenovierung so schön ist wie in der Blüte des Klosters.

IV. Offene Fragen in Wettenuhausen

Wieder ganz anders sieht die Situation im Dominikanerinnen-Kloster Wettenuhausen aus. Ein Konvent besteht noch und überlegt, wie eine weitere Nutzung stattfinden kann, wenn der kleiner werdende Konvent die großen, umfangreichen Räume nicht mehr nutzen kann. Es gibt erste Planungen, die auch von Dr. Simnacher und nun von Prof. Kellner von der Hochschule Augsburg entwickelt wurden. Neben dem Kloster existiert ein angesehenes Gymnasium, das aber in einem Neubau beheimatet ist. Eine prächtige Kirche zeugt vom Barock vergangener Jahrhunderte.

Die Realisierung eines Nachfolgeprojekts ist noch offen; demnächst soll ein Profil vorgestellt werden. Der Freundeskreis „Kloster Wettenuhausen e.V.“ hat sich etabliert, bestehend aus früheren Schülerinnen und Schülern, Gönnern und Kennern von Wettenuhausen. Derzeit besteht die Veranstaltungsreihe „Kultur – Raum – Kloster“ mit Theateraufführungen, Konzerten, Meditation, Ausstellungen und anderen Veranstaltungen. Ein herrlicher Kaisersaal mit barocker Ausstattung ist der Mittelpunkt der Räumlichkeiten. In den nächsten Monaten wird sich zeigen, mit welchem Profil und mit welcher Konzeption eine Zukunftsplanung gestaltet werden kann, die sich von relativ vielen nahegelegenen Einrichtungen unterscheidet und dann auch ein Alleinstellungsmerkmal aufweist.

Im Kloster Banz, weit weg von Bayerisch-Schwaben, ist dies heute schon gelungen. Die frühere Benediktiner-Abtei ist heute Bildungsstätte der Hanns-Seidel-Stiftung, die dieser großen Anlage gegenüber „Vierzehnheiligen“ eine neue, attraktive Bestimmung gab. Mit der Übernahme von Kloster Banz hat die Hanns-Seidel-Stiftung eine schwere

Baulast auf sich genommen, die ohne die Hilfe des Freistaates Bayern nicht zu bewältigen wäre. Doch Banz hat zwischenzeitlich seinen Platz in der Bildungslandschaft Bayern und darüber hinaus gefunden.

V. Wen die offenen Fragen angehen

Es gibt viele andere Beispiele für heute florierende Klöster ohne Orden, und manches Projekt wird in den nächsten Jahren dazukommen. Mir fällt noch Steingaden ein, wo der erhaltene Teil des früheren Prämonstratenser-Klosters gut restauriert wurde und durch Pfarrei und Gemeinde neues Leben einzog. Auch hier haben die Prämonstratenser wieder die Seelsorge übernommen und bilden eine Brücke zur Wies, wo schließlich auch ein Prämonstratenser-Mönch, nämlich Abt Gassner aus Balzhausen, meiner näheren Heimat, die Wieskirche erbaut hat.

Irgendwo habe ich gelesen, dass eine zweite Säkularisation vor uns liege.

Irgendwo habe ich gelesen, dass eine zweite Säkularisation vor uns liege. Bisher ist ein systematisches und programmatisches Herangehen an die Probleme, die mit Klosterbauten auf uns zukommen, nicht erkennbar. Im bisherigen Umfeld gab es nur Einzelfallentscheidungen, ohne dass das Herangehen und der Entscheidungsprozess systemisch angegangen wurden. Natürlich gibt es diese Systematik und Prozessabfolge innerhalb des Ordens, nicht aber im staatlichen

und gesellschaftlichen Bereich. Notwendig ist eine Gesamtbetrachtung aller Beteiligten und Betroffener.

Dazu gehören:

1. Orden, Diözese und Pfarrgemeinde
2. Gemeinde, Landkreis und Bezirk
3. Freistaat Bayern. Dabei denke ich an das Kultusministerium (Denkmalpflege); Wissenschaftsministerium, das bisher zuständig ist; an das Landwirtschaftsministerium und Innenministerium, wo Dorferneuerung und Stadtsanierung ressortieren und besonders an das neugegründete Heimatministerium, das im Finanzministerium angesiedelt ist.
4. Natürlich gehört auch der Bund dazu, wenn es sich um Kulturgüter von nationaler Bedeutung handelt und Bundesstiftungen, wie die Nationalstiftung, die Deutsche Bundesstiftung Umwelt oder ähnliche Institutionen als Kooperationspartner in Frage kommen.
5. Nicht zuletzt denke ich an Europa, denn die Orden waren die ersten European Players und in „Leader-Projekte“ sollten nicht nur Waldlehrpfade und die Umwandlung von Käsealpen, sondern auch solche Projekte von europäischer Bedeutung einbezogen werden.

In einer vernetzten und hyperaktiven Welt mit dem iPhone als pulsierendem Dauerinstrument in der Hand könnten Klosterbauten bei entsprechender Renovierung zu notwendigen Oasen der Stille und des Reflektierens werden. Diese Tagung sollte ein Weckruf für ein umfassendes Programm einer sinnstiftenden und historisch verantwortungsvollen Nutzung unserer Klosterbauten in Bayern sein. □

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 45

Herausgeber, Inhaber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walsert
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008,
80710 München,
Telefon 089/38 10 20, Telefax 089/38 10 21 03,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich.
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:
Kto.-Nr. 2355000, BLZ 75090300
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort finden Sie dann das verbindliche Datum und den endgültigen Titel.

Abendveranstaltung
Montag, 23. Februar 2015
„Die Welt verändert sich“.
Verantwortung Deutschlands und Europas.
Vortrag des Bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer

Abendvortrag im Rahmen des Philosophischen Meisterkurses in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Philosophie SJ
25. Februar 2015
Prof. Dr. Holm Tetens, Berlin
Ist der Gott der Philosophen ein Erlösergott?

Gesprächskonzert
Donnerstag, 5. März 2015
Prof. Dr. Eckart Altenmüller, Hannover
Warum bewegt uns Musik?

Reihe „Im Gespräch mit Professor Siegfried Mauser“
Dienstag, 24. März 2015
Dieter Dorn



Foto: Bayerische Staatskanzlei

Ministerpräsident Horst Seehofer kommt am Montag, 23. Februar 2015 in der Katholische Akademie.

Tagung
26. bis 28. März 2015
Teresa von Ávila.
Zum 500. Geburtstag

Biblische Tage
30. März bis 1. April 2015
Das Johannesevangelium

Wie wir leben – Wie wir leben könnten

Fast 600 Menschen sind am Abend des 24. Januar 2015 in die Katholische Akademie Bayern gekommen, um Pater Anselm Grün zuzuhören. Bei der zusammen mit dem Verlag Herder organisierten Veranstaltung aus Anlass des 70. Geburtstages des Benediktinermönchs aus Münsterschwarzach stellte Anselm Grün einige Kapitel aus seinem neuen – im Verlag Herder herausgekommenen – Buch „Wie wir

leben – Wie wir leben könnten. Haltungen, die die Welt verwandeln“ vor. Dem öffentlichen Vortrag vorangegangen war ein Geburtstagsempfang des Verlages im Schloss Suresnes, bei dem der evangelische Theologe Werner Tiki Küstenmacher die Laudatio auf Pater Anselm hielt. Lesen Sie im Anschluss die Einleitung des Vortrages, den Pater Anselm gehalten hat.

Haltungen, die die Welt verwandeln

P. Dr. Anselm Grün OSB

I.

Anlässlich meines 70. Geburtstags möchte ich Ihnen einige Gedanken aus meinem Buch vortragen: „Wie wir leben. Wie wir leben könnten“. In diesem Buch habe ich Haltungen beschrieben, die uns Halt geben mitten in der Haltlosigkeit unserer Zeit. Doch bevor ich einige Haltungen meditiere, möchte ich einige Grundsätze meiner Spiritualität zum Ausdruck bringen.

Wenn ich diese Haltungen beschreibe, dann nicht mit einem moralisierenden Zeigefinger: „So sollst du leben.“ Alles Moralisieren liegt mir fern. Ich möchte vielmehr Erfahrungen von Menschen erzählen, die diese Haltungen gelebt und damit den Reichtum ihres Menschseins erfahren haben. Es sind also Angebote, wie wir leben können. Es geht nicht darum, alle Haltungen auf einmal zu leben, sondern sich die herauszusuchen, die mich gerade berühren. Die Haltungen, die ich beschreibe, möchten Sie, liebe Zuhörer und Zuhörerinnen, in Berührung bringen mit der Weisheit Ihrer eigenen Seele. In Ihrer Seele ist eine Ahnung davon, dass die eine oder andere Haltung auch Ihnen Halt geben könnte.

Wir gehen in die Schule von Menschen, die ihr Leben in guter Weise bewältigt haben. Das deutsche Wort „Schule“ kommt vom griechischen Wort „schole“, das „Muße“ bedeutet: Zeit, über das Wesentliche nachzudenken, das Geheimnis des eigenen Menschseins zu entdecken. Und „schole“ kommt von „echein“, das innehalten bedeutet. Das ist für mich ein schönes Bild: Wir halten jetzt bei diesem Vortrag inne, um nach innen zu gelangen und im Innern Halt zu finden. Und von diesem inneren Halt her wollen wir dann unser eigenes Leben gestalten und die Welt um uns herum. Die Haltungen sind dabei wie Quellen, aus denen wir schöpfen können. Sie bringen uns in Berührung mit den Fähigkeiten, die Gott jedem in seine Seele eingeschrieben hat.

Ein anderer Gedanke ist mir in meiner Spiritualität in den letzten Jahren immer wichtiger geworden. Spiritualität heißt für mich: den Weg der Verwandlung gehen, sich ganz und gar vom

Geist Jesu verwandeln zu lassen. Verwandlung stelle ich der Veränderung gegenüber. Heute werden ständig Programme der Umstrukturierung angeboten. Jede Firma unterzieht sich ständiger Umstrukturierung und Veränderung. Und viele einzelne haben diese Veränderungsprogramme aus der Wirtschaft auch für ihr eigenes Leben übernommen.

II.

Was ich von der Verwandlung des einzelnen sage, gilt auch für die Verwandlung von Gemeinschaften und von Firmen. Wenn eine Firma nicht mehr gut läuft, kommt heute oft ein Sanierer, der alles ändern möchte. Doch je mehr

Es gibt ja viele Ratgeberbücher, die uns ständig vormachen möchten, wie schnell wir uns verändern können.

Ich war letztes Jahr in Brasilien und habe dort in der Bücherei des Flughafens von Rio de Janeiro ein amerikanisches Buch gefunden: „Wie du dich in sieben Tagen völlig verändern kannst“. So ein Buch ruft nur Enttäuschung und Frustration hervor. Ich kenne Menschen, die seit über 10 Jahren an sich herum ändern, die sich auf dem Psychomarkt oder dem Esoterikmarkt ständig nach neuen Veränderungsprogrammen umsehen. Doch sie bleiben immer die gleichen. Die sind ständig auf dem Weg des Veränderns. Aber sie kommen nie zu sich selbst. Warum ist das so? Für mich hat Verändern immer etwas Aggressives an sich. Ich bin so, wie ich bin, nicht gut. Ich muss ein anderer Mensch werden. Alles an mir muss anders werden.

Doch wenn wir die deutsche Sprache genau anschauen, so meint „ander“ eine Ordnungszahl. Die Veränderung hat also zum Ziel, dass ich ein anderer, ein zweiter Mensch werde, dass ich „zweite Wahl“ werde. Verwandlung ist wesentlich sanfter. Verwandlung sagt: Alles, was ist, darf so sein. Ich würdige mich, so wie ich geworden bin. Aber ich weiß zugleich, dass ich noch nicht ganz der bin, der ich von Gott her sein sollte. Das einmalige Bild, das Gott sich von mir gemacht hat, ist noch nicht klar genug hervorgetreten. Das Ziel der Verwandlung ist nicht: ein anderer zu werden, sondern ich selbst zu werden.

er die Firma ändert, desto größer wird der Widerstand, den er in den Mitarbeitern hervorruft. Denn er vermittelt ihnen ja, dass alles, was sie bisher getan haben, schlecht war. Ich kenne viele Firmen, die viel Geld in die Umstrukturierungsprogramme investiert haben. Aber das Ergebnis war sehr bescheiden. Und sie haben oft genug die eigene Firmenkultur zerstört und das Klima des Miteinanders vergiftet.

Verwandlung würde für eine Firma – oder eine Ordensgemeinschaft, oder die Kirche – bedeuten: Ich würdige, was die Firma, was die Gemeinschaft bisher gelebt und getan hat. Aber ich sehe auch, dass die Firma oder die Gemeinschaft noch nicht die Gestalt gefunden hat, die ihr von Gott her zugeordnet ist. Ich überlege gemeinsam mit den Mitgliedern, was in der Firma steckt, wozu sie fähig ist, wie sie noch mehr das Potential leben kann, das in ihr vorhanden ist.

Die Verwandlung geschieht für mich auf zweifache Weise. Die erste Weise ist die Verwandlung in der Begegnung, in der ich Gott alles hinhalte, was in mir ist. Die zweite Weise ist das Ausprobieren von konkreten Wegen und Haltungen. Diese beiden Weisen von Verwandlung erkenne ich in den Heilungsgeschichten. Jesus heilt die Menschen, indem er ihnen begegnet und sie in der Begegnung mit Jesus ihrer eigenen Wahrheit begegnen. Sie halten Jesus ihre Wunden hin. Jesus berührt die Wunden, spricht gute Worte hinein oder lässt die heilende Kraft Gottes in die Wunden strömen, um sie zu verwandeln und zu heilen.

Doch manchmal heilt Jesus auch anders, vor allem dann, wenn sich Menschen der Begegnung entziehen. Diesen zweiten Weg erkenne ich in der Heilung des Gelähmten, der schon seit 38 Jahren krank ist, am Teich von Betesda in Joh 5,1-9. Jesus sieht den Kranken an,



Pater Dr. Anselm Grün OSB stellt bei seinem Vortrag in der Akademie Teile seines neuen Buches vor.



Engagiert und kraftvoll: Pater Anselm bei seinem Vortrag.

schenkt ihm Ansehen. Er versteht ihn und er fragt ihn: „Willst du gesund werden?“ Doch der Kranke entzieht sich der Begegnung. Er antwortet nicht wirklich auf die Frage Jesu. Er jammert vielmehr, dass er ja keinen Menschen habe, dass keiner ihm hilft, dass alle andern es besser haben als er. Er lässt sich von Jesus nicht aus dem Kreisen um sich selbst heraus locken. So bleibt Jesus nur der Weg, ihn mit einem Befehl aus seiner Lethargie heraus zu holen: „Steh auf, nimm deine Bahre und geh!“ (Joh 5,8)

Jesus konfrontiert den Kranken mit der Kraft, die hinter seinem Jammern verborgen ist. Er soll einfach aufstehen

und sein Bett unter den Arm nehmen. Er soll ein neues Verhalten ausprobieren. Das neue Verhalten verwandelt ihn. Wenn ich jetzt verschiedene Haltungen beschreibe, dann möchte ich sie in diesem Sinn verstanden wissen: Es sind Möglichkeiten, die wir ausprobieren können. Und wenn wir sie ausprobieren, werden wir in uns Verwandlung erfahren. Wir werden an uns entdecken, welche Möglichkeiten in uns bereit liegen. Das wird unser Leben wandeln. Wir werden mehr und mehr in Berührung kommen mit unserem wahren Wesen, mit dem einmaligen Bild, das Gott sich von jedem von uns gemacht hat.

Doch bevor ich die Haltungen anschau, möchte ich noch auf eine Gefahr aufmerksam machen, die mir in letzter Zeit öfter begegnet: Viele gehen den spirituellen Weg nicht, um sich zu verwandeln, sondern um ihren Narzissmus zu verstärken. Und ein Weg, den Narzissmus zu verstärken, ist die Flucht in die Grandiosität. Was das bedeutet, möchte ich am Beispiel der hl. Therese von Lisieux deutlich machen. Narzissmus ist ja oft die Reaktion auf Verlassenheitsgefühle. Als Therese geboren wurde, hatte die Mutter Brustkrebs. Das Kind hat spontan die Brust verweigert und wurde daher einer Amme gegeben. Nach einem Jahr kam Therese zur Mutter

zurück. Doch die starb nach drei Jahren. Jetzt wurde die ältere Schwester für Therese zum Mutterersatz. Doch die trat ins Kloster ein.

Therese hat als Kind also eine dreifache Verlassenheit erlebt. Und die Reaktion darauf war die Flucht in die Grandiosität. Therese hat die kleine Königin gespielt, den Vater um den Finger gewickelt, die ganze Familie tyrannisiert. Doch die Flucht in die Grandiosität gelang nicht immer. Zwischendrin gab es depressive Phasen. Als Therese dann ins Kloster ging, hat sie diese Flucht in die Grandiosität spirituell ausgelebt. Sie war sehr empfindlich und litt unter den Aggressionen und Sticheleien der Mitschwestern. Sie war mit ihrem Alltag überfordert und floh daher in die Grandiosität. Sie verstand sich als Lieblingskleine Jesu. Sie war etwas Besonderes. Sie musste sich nicht wandeln. Sie konnte so bleiben, wie sie war, ohne an sich arbeiten zu müssen.

Viele geistliche Autoren haben am Bild der Lieblingskleinen Jesu Gefallen gefunden. Sie meinten, das sei eine schöne Spiritualität. Doch in Wirklichkeit ist es Narzissmus. Therese wäre nie eine Heilige geworden, wenn sie nur diese Form von Spiritualität gelebt hätte. Doch sie hat für sich ein anderes Bild entdeckt: das Bild des Wassers, das immer den tiefsten Punkt sucht. Jetzt hat sie ihre Verlassenheit, ihre Ohnmacht, ihre Empfindlichkeit, ihre innere Dunkelheit Gott hingehalten und sich vorgestellt, wie Gottes Liebe, Gottes Gnade, in ihre Empfindlichkeit und Verlassenheit hineinströmt, bis in den Grund. Das hat sie verwandelt. Jetzt litt sie nicht mehr an ihrer Empfindlichkeit. Sie hat sie vielmehr Gott hingehalten und dann gerade darin Gottes heilende und verwandelnde Nähe und Liebe erfahren.

III.

Auch die Haltungen, die ich jetzt beschreibe, könnten eine Einladung zur Grandiosität sein. Ich halte mich für etwas Besseres als die andern. Ich lebe ja die Tugenden, die mir die christliche Tradition vorlegt. Doch darum geht es nicht. Es geht vielmehr darum, dass ich die eigene Trägheit, Durchschnittlichkeit, Ohnmacht und Verlassenheit mir eingestehe und dass ich angesichts meiner Schwächen Haltungen ausprobiere,



Verleger Manuel Herder begrüßte die fast 600 Zuhörer und freute sich mit ihnen auf den Vortrag des Bestseller-Autors.



Hielt die Laudatio: der evangelische Theologe Werner Tiki Küstenmacher.

die mir andere vorgelebt haben. Dann komme ich mitten in meiner Begrenztheit in Berührung mit Fähigkeiten meiner eigenen Seele. Ich stelle mich nicht über andere. Ich gehe diesen Weg vielmehr in aller Demut. Ich weiß, dass ich diese Haltungen brauche, um Halt zu finden und nicht zu versinken in der Formlosigkeit oder Haltlosigkeit, die ich auch in mir kenne. Nicht weil wir besonders gute Menschen sind und auf die andern herabschauen können, wollen wir uns mit den Haltungen beschäftigen und sie ausprobieren, sondern weil wir schwach sind, weil wir Halt brauchen, um nicht unterzugehen mit unserem Lebensentwurf.

So wünsche ich Ihnen, dass Sie unter den verschiedenen Haltungen, die ich jetzt beschreibe, die Haltung finden, die Ihnen gerade jetzt in Ihrer momentanen Situation am meisten zusagt und die Ihnen Hoffnung auf Verwandlung schenkt. Es sind keine fremden Haltungen, die ich Ihnen überstülpen möchte, sondern Haltungen, die Sie in Berührung bringen mit den eigenen Möglichkeiten, die Gott in Ihre Seele gelegt hat. Wenn Sie diese Möglichkeiten leben, dann werden Sie mehr und mehr in die einmalige Gestalt verwandelt, die Gott Ihnen zugedacht hat. Und wenn Sie nicht ein zweiter, sondern ganz Sie selbst werden, werden Sie ein Segen sein für viele Menschen, denen Sie begegnen. Und durch Sie wird diese Welt heller und wärmer, liebevoller und barmherziger. □



In der ersten Reihe zusammen mit Pater Anselm Grün (re.): Abt em. Odilo Lechner OSB von Sankt Bonifaz, der Unternehmer Chris Brenninkmeyer, Mitglied im Allgemeinen Rat der

Akademie, Prof. Dr. Werner Weidenfeld, Politikwissenschaftler und Mitglied der Akademieleitung, sowie Weihbischof em. Engelbert Siebler (v.l.n.r.).



Nahm sich viel Zeit, seine Bücher zu signieren: Links neben Pater Anselm steht die Tasse Cappuccino, aus der er zwischendurch einen Schluck nahm.



Pater Anselm mit dem ehemaligen Cheflektor des Verlags Herder, Dr. Rudolf Walter, und Werner Tiki Küstenmacher (v.l.n.r.).

Presse

Anselm Grün

Katholische Nachrichtenagentur

26. Januar 2015 – Das „L“ in Anselm steht für „Luxus“ – das sagt zumindest Werner Tiki Küstenmacher. Luxus? Bei jenem Mönch aus der Benediktinerabtei Münsterschwarzach, dessen Markenzeichen der Rauschbart und das einfache Auftreten sind? Küstenmacher liefert die Antwort in einer Zeichnung. Vor dem verschmitzt lächelnden Pater Anselm steht eine dampfende Tasse, daneben ein Zuckerstreuer. Es ist der Cappuccino, den Grün als Luxus auf den Rückreisen von seinen Vorträgen bezeichnet. Er fährt immer heim. Keine Nacht außerhalb seines Klosters, die-

sem Grundsatz ist sich der 70-jährige Grün treu geblieben. Auch am Samstagabend ist er noch von München aus ins unterfränkische Kloster zurückgefahren. Nach einem Geburtstagsempfang des Verlags Herder und einem anschließenden Vortrag vor 600 Zuhörern in der Katholischen Akademie in Bayern. Diese „Mitglieder des Millionen Menschen umfassenden Fanclubs Anselm Grün“, wie Akademie-direktor Florian Schuller sagt, machen deutlich, dass der christliche Bestseller-Autor sein Publikum weit über die Grenzen der klassisch kirchlich-sozialisierten Leserschaft hinaus findet.

Christian Wölfel



Nachrichten aus der Akademie

Zwei neue Mitarbeiterinnen verstärken das Team in der Verwaltung der Katholischen Akademie Bayern.

Frau **Annette Fiebelkorn** ist seit Anfang 2015 neue Chefssekretärin. Annette Fiebelkorn arbeitete vorher unter anderem im Residenztheater und bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Margarete Fröh (31), die seit dem 15. Januar 2015 bei uns ist, übernimmt

als Assistentin der Geschäftsführung unter anderem Aufgaben im Personalbereich.

Auch in der Reihe unserer Mitarbeiter von Küche und Hauswirtschaft finden sich zwei Neuzugänge. **Yasmin Schill** hat am 15. Dezember 2014 als Auszubildende in der Hauswirtschaft begonnen. Das Team unserer Küche verstärkt seit dem 15. Januar 2015 **Christian Sack**.

Flüchtlinge – Drama ohne Ende?

Rund 120 Menschen kamen am 13. Januar 2015 zu der Veranstaltung „Flüchtlinge – Drama ohne Ende?“ in die Katholische Akademie Bayern. Bei der ersten Veranstaltung in diesem Jahr berichtete der irakische Priester Dr. Sami Danka, Pfarrer der Chaldäischen Katholischen Gemeinde in München, von seinen eigenen Erlebnissen als Verfolgter und Flüchtling. Er war als Regens des Priesterseminars in Bagdad bedroht, entführt und mit Scheinhinrichtungen gequält worden. Sein Patriarch schickte ihn zur eigenen Sicherheit nach Deutschland, wo er seit 2009 als Seelsorger Chaldäischer Christen – die meisten ebenfalls aus ihrer Heimat vertrieben – arbeitet. Bei seinem teilweise in Deutsch, teilweise in Aramäisch gehaltenen Vortrag schilderte er auch den Leidensweg gerade seiner Kirche in den letzten Jahrzehnten.

Ob und wie den Flüchtlingen – im abgelaufenen Jahr beantragten in Deutschland allein 200 000 Menschen Asyl – zu helfen ist, diskutierten im Anschluss an die Schilderungen Pfarrer Dankas Experten auf dem Podium unter der Moderation von Dr. Johannes Schießl, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Katholischen Akademie. Dr. Michael Griesbeck, Vizepräsident des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge, stellte präzise Informationen über die Zahlen der Flüchtlinge und die rechtlichen Rahmenbedingungen zur Verfügung. Dr. Albert Schmid, Vorsitzender des Landeskomitees der Katholiken in Bayern und ehemaliger Chef des Bundesamtes, rief eindringlich in Erinnerung, dass es die Pflicht der Christen sei, Flüchtlingen zu helfen. Und, so Albert Schmid, viele Katholiken täten dies auch sehr engagiert und erfolgreich, Pater Frido Pflüger SJ, Direktor des Jesuiten-Flüchtlingsdiensts aus Berlin und Jahrzehnte in afrikanischen Flüchtlingslagern als Helfer tätig, kritisierte deutlich, dass die Entwicklung in Deutschland und Europa schlicht verschlafen wurde und man deshalb jetzt Schwierigkeiten habe, die gestiegene Zahl an Flüchtlingen unterzubringen. Pater Pflüger erinnerte auch daran, dass von den mehr als 50 Millionen Flüchtlingen auf der Welt nur rund 500 000, also weniger als 1 Prozent, nach Europa kämen. □



Diskutierten auf dem Podium: Pfarrer Dr. Sami Danka, Dr. Michael Griesbeck, Vizepräsident des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge, stellte präzise Informationen über die Zahlen der Flüchtlinge und die rechtlichen Rahmenbedingungen zur Verfügung.

Verfolgten die Diskussion: Rechtsanwalt Manfred Brunner, früherer hoher Beamter der Europäischen Kommission und lange Jahre Stadtrat in München, Pater Stefan Dartmann SJ, Hauptgeschäftsführer des Bischöflichen Hilfswerk Renovabis, und der Tutzingener Pfarrer Dr. Peter Brummer (v.l.n.r.). Seine Pfarrgemeinde, zum Bistum Augsburg gehörig, kümmert sich intensiv um Flüchtlinge.



Auch Prälat Hans Lindemberger (Bildmitte), Caritasdirektor der Erzdiözese München und Freising, war zur Veranstaltung gekommen.



Vertritt die Republik Peru in München und interessierte sich ebenfalls für die Thematik: Generalkonsul Ernesto Moisés Pinto-Bazurco Rittler.

Presse

Katholische Nachrichtenagentur

16. Januar 2015 – 50 Millionen Menschen sind es, die auf der Flucht sind, und es scheinen immer mehr zu werden. Krieg, Verfolgung, Katastrophen oder Armut lassen die Menschen aufbrechen. Vor allem Nachbarländer sind es, die die Folgen tragen. Das zeigt das Beispiel Syrien. So sind die meisten der Bürgerkriegsflüchtlinge im Libanon, in Jordanien und in der Türkei untergekommen. Dort leben sie derzeit in riesigen Camps. Nach Europa schaffen es insgesamt gesehen nur wenige. Zuletzt waren es 500.000. (...)

Der frühere Chef des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge, Albert Schmid, sitzt heute als Vorsitzender des Landeskomitees der Katholiken in Bayern mit am Podium. (...) Er freute sich, dass sich in Bayern so viele Pfarreien der Flüchtlinge annähmen. (...) Weil aber kein Mensch gerne seine Heimat verlasse, müsse auch den Herkunftsländern die Möglichkeit zu Entwicklung gegeben werden, so Schmid. Von Papst Paul VI. stamme der Satz „Entwicklung ist das neue Wort für Frieden.“

Barbara Just

Italien im Umbruch

Analysen zur politischen und geistig-kulturellen Situation

Italien – ein Land, das bei uns Deutschen gegensätzliche Emotionen weckt: Einerseits Sehnsuchtsort, andererseits Besorgnis um die Zukunft des Landes angesichts vielfacher Krisen. Die Katholische Akademie Bayern nahm die EU-Ratspräsidentschaft, die Italien in der zweiten Hälfte des Jahres 2014 innehatte, zum Anlass, um gemeinsam mit dem italienischen

Generalkonsulat in München am 21. November die schwierige Situation zu analysieren. Unter dem Titel „Italien im Umbruch“ sollte sowohl die politische wie auch die geistig-kulturelle Situation dieses Mittelmeerlandes untersucht werden.

Ein Licht am Ende der „langen Nacht“ Italiens? Über aktuelle politische Entwicklungen und Perspektiven

Angelo Bolaffi

I. Die „stabile Instabilität“ Italiens ist instabil geworden

Wie oft haben wir schon in der Vergangenheit die Feststellung gehört, Italien befinde sich in einer tiefen Krise! Ein Land, das nach dem Zweiten Weltkrieg 63 Regierungen gehabt hat, ist ein Land, das de facto in einer ständigen Krise gelebt hat. Aber zum Erstaunen vieler Beobachter und Kommentatoren (insbesondere der deutschen) ist jahrzehntelang nicht unbedingt schlecht mit dieser Krise umgegangen worden. Einige Politologen wagten sogar die These, das italienische Modell sei ein Gegenpol zu demjenigen in Deutschland: Das eine basiere auf schwacher Währung und instabilen Regierungen; das andere auf einer harten Währung und einer stabilen Regierungsform. Und eben diese Schwäche oder diese scheinbar ewige Instabilität – so die Feststellung – seien eigentlich das reale Geheimnis der Fähigkeit Italiens, in den kritischen Situationen schneller und beweglicher (oder sogar besser) als andere Länder auf neue politische und wirtschaftliche Herausforderungen zu reagieren: Wie Italien zum Beispiel in den 1970er Jahren, in den schrecklichen Jahren des Terrorismus, zusammenhielt und sich als fähig erwies, die demokratischen Institutionen der Verfassung zu verteidigen und zu retten; würde das auch heute noch zutreffen, könnten wir ruhig zur Tagesordnung übergehen.

Leider sieht die Lage Italiens heute aber ganz anders aus. Diese „stabile Instabilität“, durch die Italien sogar in der Lage gewesen war, nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges ein spektakuläres Wirtschaftswunder zu realisieren, das ein vorrangig landwirtschaftlich geprägtes Land zu einer der führenden



Prof. Dr. Angelo Bolaffi, Professor für politische Philosophie an der Universität La Sapienza, Rom

Industrienationen des Westens entwickelte, eben diese „stabile Instabilität“ ist nach der epochalen Wende von 1989 zu Ende gegangen: Sie funktioniert nicht mehr. Die Trümmer der Berliner Mauer begruben nicht nur den Kalten Krieg, sondern auch die erste italienische Republik. Nikos Tzermias, Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung, schreibt in einem schonungslosen Beitrag – dessen Titel „Italiens verlorene zwei Jahrzehnte“ sagt schon alles – vom 16. Oktober 2014: „Eugenio Scalfari, der Gründer der linksliberalen Römer Tageszeitung „La Repubblica“, hat in einem seiner

vielbeachteten Leitartikel verzweifelt festgestellt, dass Italien von der aus der EU-Kommission, der Europäischen Zentralbank und dem Internationalen Währungsfonds zusammengesetzten ‚Troika‘ gerettet werden müsste. Zwar droht der drittgrößten Wirtschaft der Euro-Zone kaum noch der unmittelbare finanzielle Kollaps wie einst Griechenland, doch steckt Italien in einer deshalb nicht minder beunruhigenden wirtschaftlichen und politischen Krise, deren Langwierigkeit in Europa ihresgleichen sucht.“

Die Wirtschaft des Landes stagniert seit zwei Jahrzehnten, die Rezession der letzten Jahre hat das reale Pro-Kopf-Einkommen auf das Niveau von vor zwanzig Jahren zurückgeworfen, die Industrieproduktion ist seit 2007 um ein Viertel eingebrochen, die Arbeitslosigkeit ist auf fast 15 Prozent gestiegen, und besonders düster sind die Beschäftigungsaussichten für die jungen Italiener. So sieht die wirtschaftliche Lage in Italien aus. Das ist keine Übertreibung. Von 1996 bis heute hat Italien vierzig Prozent an Produktivität verloren. Seit 2008 sind hier mehr als ein Viertel der industriellen Kapazitäten verschwunden. Knapp die Hälfte aller Jugendlichen hat keine Arbeit. Der Inbegriff der italienischen Industrie sei der Turiner Automobilhersteller FIAT gewesen – in den 1970er Jahren noch die größte Fahrzeugfabrik Europas. Heute ist FIAT eine niederländische Firma, die die Steuern in London bezahlt und sich mit allen möglichen Dingen beschäftigt, aber nicht mit italienischen. Die italienische Fluggesellschaft „Alitalia“ musste verkauft werden, mit der sich das Italien der „Dolce Vita“ einst auf der „Via Veneto“ schmückte.

II. Politische Verhältnisse wie einst unter Cäsar

Die letztjährigen Parlamentswahlen sorgten für ein politisches Patt, sodass die jetzige italienische Abgeordnetenkammer wie Gallien zur Zeit von Julius Cäsar aussieht: „omnia est divisa in partes tres.“ Die Bewegung von Grillo, die Mitte-rechts-Koalition geführt von Berlusconi und das Mitte-links-Bündnis des gegenwärtigen Regierungschefs Matteo Renzi. Nach dem Rücktritt von Berlusconi im Jahr 2011 gab es in Italien drei Regierungen in Folge, die nicht gewählt worden sind, sondern Neregierungen waren, deren Legitimation auf dem Vertrauen des Staatspräsidenten Napolitano basierte.

„Die Italiener“, so der Historiker Sergio Romano im „Corriere della Sera“, „scheinen zu wissen, dass Reformen unvermeidlich und nötig sind, aber das politische System verlangsamt diese Änderungen oder lässt sie ertrinken in einem sintflutartigen Regen von Normen, die unzureichend und gleichzeitig widersprüchlich sind (...). Jede Reform des Arbeitsmarktes oder des Justizwesens stieß auf ihrem Weg auf eine Partei der Gegenreform, die von Korporationen gebildet wurden, die die eigenen Privilegien als wohlverworbene Rechte verteidigten. Gibt es Stunden, in denen Italiens Verbündete sich freuen würden, an Italien glauben zu können? Groß war die Begeisterung für Mario Monti. Viel Sympathie hatte in seinen Anfängen die Regierung Enrico Lettas. Aber die Geschwindigkeit, mit der beide aus dem politischen System geworfen worden sind, verwandelte die anfängliche Glaubwürdigkeit in Pessimismus und zunehmendes Misstrauen.“

Renzi ist in seiner eigenen Partei, der „Partito Democratico“, derart umstritten, dass er auf die Unterstützung der Formation „Forza Italia“ des früheren Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi angewiesen ist, der Ende letzten Jahres

wegen Steuerbetrugs aus dem Parlament verbannt wurde. Gegen Renzi auf der Straße und im Parlament macht die Opposition einer „Linken-Linken“ mobil, die ihm vorwirft, sich den Sparbeschlüssen von Brüssel zu beugen und keinen wirklichen Widerstand gegen die sogenannte Austeritätspolitik der deutschen Regierung zu leisten. Und auch das ist eine unerfreuliche Neuerscheinung in der italienischen Politiklandschaft der letzten Jahre: ein rabiater linker Anti-Europäismus im Namen der Verteidigung des Status quo, gegen jegliche Reform des Sozialstaates oder des Arbeitsrechts gerichtet. Ein linker Anti-Europäismus bekämpft, um die Worte von Wolfgang Streek, einem sehr oft gelesenen deutschen Autoren, zu zitieren, „die EU als Liberalisierungsmaschine des europäischen Kapitalismus, die zudem die Entdemokratisierung Europas betreibt und damit europa- und demokratiefeindlichen Populismus befördere“.

Durch diese antieuropäische Wende hat sich ein Teil der Linken – und das nicht nur in Italien – paradoxerweise als apologetischer Verteidiger des Status quo entdeckt, nachdem sie zuvor seit eh und je vehement für radikale Reformen der Gesellschaftsstruktur plädiert hatte. Interessanterweise werden diese „linken“ Argumente gegen die europäische Politik mit xenophoben und rassistischen Themen bereichert und von rechten Bewegungen und Gruppierungen – übrigens alle „Putin-Versteher“ – mit

Die italienische Fluggesellschaft „Alitalia“ musste verkauft werden, mit der sich das Italien der „Dolce Vita“ einst auf der Via Veneto schmückte.

dem Vorhaben übernommen, auch in Italien dem Beispiel von Madame Le Pen nachzuzufolgen. Unter dem Druck der Migrationswellen aus den Ländern von Nordafrika und Nahost scheint das tatsächlich auch zu funktionieren. Nicht minder kurios ist es, dass die größte Oppositionspartei, der Movimento Cinque Stelle, durch den Genueser Satiriker Beppe Grillo ferngesteuert wird, der genauso wie Renzi noch nie ins Parlament gewählt wurde.

III. Die „lange Nacht“

Am Beginn der „langen Nacht Italiens“, der politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und intellektuellen Krise, die nach mittlerweile zwanzig Jahren noch lange nicht überwunden scheint, stehen alte Konflikte: Die Nord-Süd-Problematik und historisch bedingte Defizite, allen voran die des bürgerlichen Unternehmertums in Norditalien. Gewiss, die Führungsriege ist zum Teil mitverantwortlich, aber auch das Fehlen eines kollektiven Bewusstseins, einer „zivilen Religion“ und eines Zugehörigkeitsgefühls haben dazu geführt, dass zwar Italien als Staat, aber kein italienisches Nationalgefühl entstand. Gewiss, das hat mit untragbaren sozialen Ungleichheiten zu tun, aber auch mit einer weit verbreiteten, von der Masse getragenen Gesetzesuntreue als Ausdruck eines strukturellen Mangels an öffentlicher Moral, ebenso wie mit dem Zynismus und Egoismus der politischen Klasse. Aber auch mit dem „besitzergreifenden Egoismus“ der Italiener, der ewig hin- und herschwankt zwischen anarchischer Revolte und unterwürfigem Opportunismus als einem Indiz für den tiefstehenden Mangel an staatsbürgerlichem Bewusstsein.



Professor Angelo Bolaffi und Dr. Giovanna Gruber, die Leiterin des Italienischen Kulturinstituts in München.

All dies führte in jenem fatalen Jahr 1992 zum Systemkollaps: Bei den Regionalwahlen am 5. April in Norditalien kam es zunächst zum Wahlsieg der „Lega Nord“ von Umberto Bossi, einer antiitalienischen und zugleich antieuropäischen Partei, wie sie für die politische Landschaft des alten Kontinents einmalig war. Zum anderen war da die Schmiergeldaffäre „Tangentopoli“, die sich am 17. Februar in Mailand, der

Die hässliche Folge dieses Prozesses sollte das Phänomen Berlusconi sein.

Hauptstadt des bürgerlichen und modernen Italiens, zum politischen Skandal ausweitete. Dann die Kriegserklärung der Mafia an Staat und Gesetz im „zurückgebliebenen und unterentwickelten“ Sizilien durch die Ermordung der beiden Richter und Mafia-Jäger Giovanni Falcone am 23. Mai sowie Paolo Borsellino am 19. Juli. Im Jahr darauf folgte eine schreckliche Serie von Attentaten, mit denen die Mafia – offensichtlich erfolgreich – versuchte, ein politisches System, das in den letzten Zügen lag, zum Einsturz zu bringen. Italien ist das einzige europäische Land, in dem drei Regionen (Sizilien mit der Mafia, Kalabrien mit der 'Ndrangheta und Kampanien mit der Camorra) praktisch in der Hand von kriminellen Organisationen sind, deren finanzielle Macht auch in den Norden des Landes eingedrungen ist: „Jetzt ist es das Geld der organisierten Kriminalität, das den norditalienischen Kapitalismus am Leben erhält“, so Roberto Saviano, couragierter Autor des Buches „Gomorra“, der seit Jahren unter Polizeischutz leben muss.

Die Christdemokraten, die das Land fast ein halbes Jahrhundert lang regiert hatten, traten ab, und bei den zerstrittenen Linken gab es keine überzeugende Alternative zwischen dem „kleptokratischen Revisionismus“ Bettino Craxis' und der „anmaßenden Unnachgiebigkeit“ der Kommunistischen Partei Italiens (PCI). Der Krebsgang Italiens geht auf die ruinöse Schuldenwirtschaft der Ersten Republik zurück, die nach dem Zweiten Weltkrieg jahrzehntlang von der Democrazia Cristiana (DC) geprägt wurde. Diese „partitocrazia“ (Parteiherrschaft), die sich um das „miracolo

economico“ nach dem Krieg verdient gemacht und sich als Bollwerk gegen die Kommunistische Partei profiliert hatte, degenerierte zusehends und brach Anfang der 1990er Jahre, nach dem Ende des Kalten Kriegs, zusammen. Die Modernisierung, die sich in den achtziger Jahren in Italien vollzogen hatte, war ebenso flüchtig wie ungestüm – ein Wandel, den Pier Paolo Pasolini kongenial bereits ex ante mit dem Bild vom „Verschwinden der Glühwürmchen“ charakterisiert hatte.

Die hässliche Folge dieses Prozesses sollte das Phänomen Berlusconi sein. Sein Aufstieg war die Konsequenz der vollkommenen Unfähigkeit eines politischen Systems, Italien zu verändern und ein konkretes Projekt gesellschaftlicher und kultureller Reformen umzusetzen. Entstanden war vielmehr ein obsoletes Leistungssystem, zementiert von protektionistischen Interessen und einem durch Ideologien und Gewerkschaften verzerrten Arbeitsmarkt, das den Herausforderungen einer globalisierten Wirtschaft nicht gewachsen war. Hier lag die Ursache für die größte Finanzkrise seit Kriegsende, die die Regierung Amato noch im Juli 1992 zu drakonischen Maßnahmen veranlasste – und das vor der Einführung des Euro, was heute in Italien gerne vergessen wird. Gleichwohl konnte sie nicht verhindern, dass die italienische Lira aus dem Europäischen Währungssystem ausschied. Die Zinslasten des hochverschuldeten Staates explodierten, und Mailänder Untersuchungsrichter deckten die Schmiergeldzahlungen auf, welche Unternehmen regelmäßig den Parteien und deren Funktionären zahlen mussten.

Das war der endgültige Beweis, dass das politische und wirtschaftliche Modell ausgedient hatte, mit dem Italien den Weg aus der Kriegskatastrophe gefunden hatte. Und doch weckte damals die Krise noch große Hoffnungen – ganz im Gegensatz zur depressiven Stimmung, die sich während der letzten Jahre ausgebreitet hat und immer mehr begabte Italiener ins Ausland flüchten lässt. Vor zwanzig Jahren herrschte noch die Zuversicht, dass sich Italien von Korruption, Vetternwirtschaft und Mafia befreien ließe und der Anschluss an das wirtschaftlich fortgeschrittene Europa jenseits der Alpen gelingen könnte. Italien hätte ein neues Kapitel in seiner Geschichte aufschlagen müssen, denn es war ein „verhindertes Land“ (Guido

Crainz) geworden. Diese hoffnungsvolle Perspektive hieß damals noch Europa.

IV. Die Entfremdung zwischen Italien und Deutschland

Der Europaglaube, der in Deutschland unter Adenauer und Italien unter De Gasperi sowie in allen folgenden Regierungen der Bonner Republik und der Ersten Italienischen Republik vorherrschte, bildete gemeinsam mit der „Entente cordiale“ zwischen beiden Ländern das Fundament ihres demokratischen Neuanfangs und die Voraussetzung für ihr jeweiliges „Wirtschaftswunder“. Eine wahrlich kostbare strategische Ressource, die es ermöglicht hatte, auch die schwierigsten Momente – etwa der gemeinsam vom italienischen Außenminister Emilio Colombo und dem deutschen Außenminister Hans-Dietrich Genscher in den 1980er Jahren erarbeitete Plan, der 1985 zur europäischen Anerkennung der sogenannten Einheitlichen Europäischen Akte führte – auf jenem Weg zu meistern, an dessen Anfang die Römischen Verträge von 1957 standen.

Es war eine „besondere Beziehung“, die nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen Italien und Deutschland entstand und die sich auf der Grundlage eines gemeinsamen europäischen Geistes (und der Erinnerung an die Tragödie des Weltkriegs) im Laufe der Zeit in eine ausgesprochene „Wahlverwandtschaft“ verwandelte. Zugrunde lagen diesem Gleichklang zwischen der Bonner Republik und dem aus der „Resistenza“ hervorgegangenen Italien das Trauma des Totalitarismus und die Erkenntnis, dass sich beide Länder im weltumspannenden Kampf zwischen Ost und West in vorderster Front befanden. Doch spielten auch bestimmte kulturelle Faktoren eine Rolle: etwa der politische Katholizismus, der De Gasperi und Adenauer miteinander verband – ein Aspekt, der auch im Verhältnis zwischen Kohl und Prodi ins Gewicht gefallen sein dürfte. Ein sehr wichtiges Kapitel dieses intensiven Dialogs waren sicherlich die Beziehungen zwischen PCI und SPD, insbesondere das Wohlwollen, mit dem Willy Brandt und die Führungsriege der deutschen Sozialdemokratie im Kontext der Ostpolitik auf das Experiment des Eurokommunismus blickten, dessen intellektueller Kopf der damalige Generalsekretär der PCI, Enrico Berlinguer, war. Hinzu kam das historische Bewusstsein, dass beide, Italien und Deutschland, in der Landschaft des modernen Europa „verspätete Nationen“ waren, wie Helmuth Plessner formulierte, eine Art parallele Ausnahmefälle im Prozess der Ausbildung der europäischen Nationalstaaten.

Dann, zu Beginn der neunziger Jahre, zerbrach etwas im Verhältnis zwischen Italien und Deutschland. Bewährte Kommunikationskanäle, die auf kultureller Ebene den Dialog zwischen beiden Ländern jahrzehntlang aufrechterhalten hatten, trockneten nacheinander aus, allen voran die Kontakte, die die beiden größten politischen Parteien im Nachkriegsitalien, die Christdemokraten und die Kommunisten, mit CDU und SPD gepflegt hatten. Wenn – wie ein bekanntes Bonnmot eines italienischen Diplomaten es formuliert – Italiener und Deutsche zuvor „häufig miteinander gesprochen hatten, auch ohne sich zu verstehen“, verzichteten Italiener und Deutsche nun allmählich darauf, überhaupt miteinander zu reden. Und erst recht darauf, einander zu verstehen.

Zwischen Italien und Deutschland nistete sich eine „schleichende Entfremdung“ ein – eine große Kälte, die sich in der zwanzig Jahre andauernden Berlusconi-Ära in eine handfeste politische

und kulturelle Feindschaft verwandelte. Dies ging so weit, dass das Verhältnis zu Deutschland zu einer Art Lackmустest wurde, mit dessen Hilfe man Freunde und Feinde des Europagedankens voneinander unterscheiden konnte – trotz des löblichen Einsatzes von Intellektuellen und Politikern, die gegen diesen antideutschen, populistischen und antieuropäischen Kurs Bedenken äußerten und sich ihm entgegenstellten. Zwei Namen seien genannt: der des ehemaligen Staatpräsidenten Carlo Azelio Ciampi und der Giorgio Napolitanos. Denn sie sahen voraus – und irrten sich darin nicht –, dass die Folgen für Italien am gravierendsten sein würden.

V. Im Angesicht der Europäischen Union

Die Europäische Union, die rund um das wiedervereinigte Deutschland zunächst mit dem Vertrag von Maastricht (1992) und anschließend mit dem von Lissabon (2007) errichtet wurde, hat mit der Europäischen Gemeinschaft der Römischen Verträge (1957) kaum mehr etwas zu tun. Damals dachte man, Europa (oder zumindest den freien Teil des alten Kontinents) zu vereinen, um eine Wiederholung der Katastrophe des „europäischen Bürgerkriegs“ zu verhindern, für den Italien und Deutschland die Hauptverantwortlichen gewesen waren. Beide Länder hatten das Europa-Projekt als funktionellen Ersatz für ihre schwache und problembehaftete nationale Identität verstanden: Während Deutschland hoffte, sich auf diese Weise von den Alpträumen der Vergangenheit befreien zu können, war Italien von dem Gedanken getragen, durch Europa das Funktionsdefizit seines schwachen und ineffizienten Staatswesens ausgleichen zu können.

Der Europa-Diskurs hat nach 1989 einen radikalen Wandel erfahren. Europa ist nicht mehr (nur) eine Antwort auf die Tragödien der Vergangenheit, es ist ein strategisches Konzept gegenüber den Herausforderungen der Zukunft. Der Aufbau eines vereinten Europas dient nicht mehr (nur) dazu, die Europäer vor ihren Alpträumen zu bewahren. Es soll vor allem die Selbstbehauptung des alten Kontinents und seines Gesellschafts- und Wertemodells im globalen Wettstreit ermöglichen. In diesem großen Wandlungsprozess nimmt Deutschland die führende Rolle ein, indem es auf wirtschaftlicher und politischer Ebene fordert, was in Italien – mag sein euphemistisch – als „Stabilitätskultur“ bezeichnet wird.

Hier trennen sich die Wege von Italien und Deutschland: Europa, das der wichtigste gemeinsame Bezugspunkt für Italien und die Bundesrepublik war,

Europa ist nicht mehr (nur) eine Antwort auf die Tragödien der Vergangenheit, es ist ein strategisches Konzept gegenüber den Herausforderungen der Zukunft.

wird zu einer potenziellen Quelle des Dissens. Und das, weil beide Länder die von der Globalisierung verlangten Veränderungen der Leistungssysteme nicht auf die gleiche Weise angegangen sind. Jenseits der Alpen gab sich das Italien der ersten Berlusconi-Regierung (die von 1994 war nur ein kurzes Zwischenspiel) damit zufrieden, fröhlich die Rendite zu verschleudern, die der Euro (gegen den Berlusconi und die „Lega Nord“ weiter polemisch wetterten) der italienischen Wirtschaft garantierte.

Indem er ihr die Möglichkeit eröffnete, sich auf dem Sekundärmarkt neues Kapital zu einem lächerlich geringen, in Wahrheit „unrealistischen“ Zinssatz zu beschaffen – wie sich zehn Jahre später mit Blick auf die gewaltige Staatsverschuldung Italiens und das veraltete Wirtschaftssystem des Landes zeigen sollte.

Heute wissen wir, dass Italien die Herausforderung des Euro nicht gemeistert hat. Verantwortlich für dieses Scheitern sind in erster Linie die Regierungen Berlusconi. Große Hoffnungen waren an die Währungsunion geknüpft: Der Euro wurde als Stabilitätsanker für ein notorisch undiszipliniertes Land und als Antriebsfeder für eine radikale Modernisierung gewertet. Die Italiener zählten am Anfang zu den enthusiastischsten Befürwortern der EU und murrten kaum, als ihnen die Regierung Prodi zur Ermöglichung des Beitritts zur Währungsunion eine „Euro-Steuer“ aufbürdete. Warum haben wir – wie dies während der kurzen Regierungen von Prodi und Ciampi zwischen 1992 und 1996 durchaus möglich schien – diesen „Befreiungskampf“ nicht gewonnen? Warum ist es Italien nicht gelungen, diese großartige Gelegenheit beim Schopfe zu packen und den Euro zum Anlass für eine Modernisierung zu nehmen, die die führende Klasse sonst nicht einmal hätte in Erwägung ziehen können – geschweige denn umsetzen?

Nach dem Risorgimento und der Resistenza hätte der Euro die dritte große Etappe auf Italiens Weg zu einer demokratischen und europäischen Moderne

Wird Renzi der Befreiungsschlag Italiens gelingen oder wird er sich als nächste politische Enttäuschung entpuppen?

sein können. Für eine berechtigte Hoffnung auf einen Sieg im Kampf um den Euro hätte Italien jedoch seine Führung von der historischen Notwendigkeit und der strategischen Wichtigkeit eines solchen Unternehmens überzeugen und einen breiten gesellschaftlichen Konsens herbeiführen müssen. Und die italienischen Wähler hätten nicht glauben dür-

fen, eine solche Herausforderung umgehen zu können, indem sie sich von dem ebenso verführerischen wie irreführenden Gerede eines Berlusconi oder eines Grillo überzeugen ließen.

Obwohl die meisten Probleme hausgemacht sind, versuchen heute praktisch alle italienischen Spitzenpolitiker, die Hauptschuld an der Krise der angeblich von Deutschland aufgezwungenen Austeritätspolitik der EU anzulasten. Und das scheinen ihnen mittlerweile viele Bürger abzunehmen. Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, dass die Ablehnung des deutschen Modells und die Polemik gegen die sogenannte Austeritätspolitik (tatsächlich geht es um Schuldenabbau und Haushaltskonsolidierung) für viele Italiener nur Vorwand sind, um die vereinbarten europäischen Verpflichtungen nicht einzuhalten und fällige Strukturreformen hinauszuschieben.

VI. Ein Licht am Ende der „langen Nacht“?

Ist Renzi wirklich für Italien das letzte Aufgebot? Stimmt es, dass es nach ihm nur das Chaos gibt? Wird Renzi der Befreiungsschlag Italiens gelingen oder wird er sich als die nächste politische Enttäuschung entpuppen? Ist er ein talentierter Aufsteiger, ein x-ter Rattenfänger, ein Berlusconi ohne Milliarden und Medien? Oder ist er wirklich ein politisches Talent, das Italien gut brauchen kann? Müssen die europäischen Partner deshalb mit ihm besonders nachsichtig sein oder sollten sie sich besser auf die nächste Enttäuschung vorbereiten?

Sicher, seine draufgängerische Haltung geht manchmal auf die Nerven, ebenso die Unbeständigkeit der Ziele und die Methoden seiner Strategie, um Reformen zu verwirklichen. Aber als „Verschrotter“ hat er das scheinbar lahmegelegte politische System in Italien in Bewegung gesetzt. Sein jugendlicher Elan sowie sein Ehrgeiz, für eine „gute Wende“ zu sorgen und etwa eine grundlegende Arbeitsmarktreform durchzuführen, sind begrüßenswert. Doch scheint die Boulevardisierung und Personalifizierung der italienischen Politik während der letzten zwanzig Jahre stark auf den erst 39-jährigen Politiker abgefärbt zu haben. Im letzten Frühjahr hatte Renzi noch versprochen, dass er die



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (li.) begrüßte den italienischen Generalkonsul Filippo Scammacca del Murgo (Mi.) und Professor Angelo Bolaffi.

wichtigsten Reformen bis Juli auf den Weg gebracht haben werde. Das hat er aber nicht geschafft. Die Staatsfinanzen wurden nicht nachhaltig saniert. Viele Reformen und Liberalisierungen wurden hinausgeschoben oder nur zögerlich und halbherzig eingeleitet. Vielfach wurden nur Gesetze verabschiedet, aber keine Ausführungsbestimmungen dazu mitgeliefert, wie es schon Renzis Vorgänger gemacht haben.

Das alles scheint Renzi mit seinem „übersteigerten Ego“ – so der „Corriere della Sera“ – nicht zu kümmern. Er zieht es vor, ein beruhigendes Bild der Zukunft Italiens zu erzählen, statt die Wahrheit über die Ursachen und Tiefe der italienischen Krise. Und jene, die ihm widersprechen, kanzelt er in aller Öffentlichkeit gerne als Neider oder im Fußballjargon als „gufi“ ab.

Fraglich ist nur, ob sich die Gewerkschaften oder andere reformfeindliche Kräfte in diesem Ton eher von der Notwendigkeit des Wandels überzeugen lassen. Wie vor ihm Berlusconi beklagt auch Renzi, dass das geltende Wahlgesetz und das „perfekte Zweikammersystem“ in den letzten Jahren stabile und entscheidungsstarke Regierungen immer wieder verhindert hätten. Institutionelle Reformen zur Überwindung des Missstandes hätten deshalb höchste Priorität haben müssen. Dabei wird aber gerne vergessen, dass die „stabilsten“ Regierungen der Nachkriegszeit, die von Craxi und Berlusconi, die über Jahre dauerten, sicher nicht unbedingt zu den besten der italienischen Geschichte der Nachkriegszeit zählen. Es ist noch zu früh, um genau abzuschätzen, inwieweit eine grundlegende Reform der politischen Institutionen gelingen wird oder ob sie wie schon so oft in der Vergangenheit scheitern wird. Verfassungsänderungen sind zeitraubend, sie erfordern mehr als ein Jahr Zeit, da sie der zweifachen Lesung in beiden Parlamentskammern bedürfen und die Abstimmungen in Abständen von mindestens drei Monaten erfolgen müssen. Wahrscheinlich käme es erst noch zu einer Volksabstimmung, da die Reform aller Voraussicht nach die Zweidrittelmehrheit im Parlament verfehlen wird.

Und noch ein letzter Gedanke. Wenn es stimmt, dass das Bündnis zwischen Italien und Deutschland grundlegend für die Entstehung und den Fortgang des europäischen Projekts war, so trifft es ebenso zu, dass ein dauernder Dis-

sens zwischen beiden Ländern darüber, wie die neuen Herausforderungen der globalisierten Welt strategisch anzugehen seien, sich verhängnisvoll auf das Projekt Europäische Union auswirken wird. Und diese Gefahr besteht heute tatsächlich. Im schlimmsten aller Fälle würde sich Italien trotz aller Versuche als unfähig erweisen, die notwendigen Reformen einzuleiten, während Deutschland nicht den erforderlichen politischen Weitblick besäße, Italien dabei zu helfen, gemeinsam die Zukunft Europas zu bauen. Es wäre wirklich ein letztes Paradox, wenn der ständige Schlachtruf „lieber ein europäisches Deutschland als ein deutsches Europa“, der immer wieder in Italien zu hören ist, am Ende als Ergebnis „ein europäisches Deutschland und ein antideutsches Europa“ hätte.

Nach dem bekannten Spruch von Seneca führt den Willigen das Schicksal, den Unwilligen zerrt es hingegen

Fraglich ist nur, ob sich die Gewerkschaften oder andere reformfeindliche Kräfte in diesem Ton eher von der Notwendigkeit des Wandels überzeugen lassen.

mit sich: „Ducunt volentem fata, nolentem trahunt.“ Heute sieht Italien leider wie ein vom Schicksal gezerrtes Land aus. Deshalb ist es unmöglich, die am Anfang gestellte Frage, ob ein Licht am Ende der italienischen Nacht zu sehen ist, positiv zu beantworten. Aber gerade in solchen Momenten ist der Optimismus des Willens gegen den Pessimismus der Vernunft gefragt. Hat Hölderlin nicht gesagt: „Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch“? Hoffen wir, dass er auch diesmal Recht behält. □



Die beiden Referenten des Abends unterhielten sich vor der Veranstaltung noch angeregt: Angelo Bolaffi und Giuliana Parotto.

Die Rückkehr zur Realität. Über aktuelle geistig-kulturelle Tendenzen in Italien

Giuliana Parotto

I.

Pierpaolo Pasolini beschrieb Mitte der 1970er Jahre in einem legendären Artikel – *Das Verschwinden der Glühwürmchen* – den Wandel, den er bei seinem Volk erkannte: „Sie sind in wenigen Jahren zu einem degenerierten, lächerlichen, monströsen, kriminellen Volk geworden. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie ihr Verhalten sich unter dem Einfluss der Konsumgesellschaft verändert und das Gewissen irreversibel deformiert hat.“

Diese Degradation, von der Pasolini spricht, sei eine Folgeerscheinung der Konsumgesellschaft und der „Fernsehkultur“. Insbesondere das Fernsehen habe eine Sprache eingeführt, die einerseits flach und pseudo-technisch, andererseits rein kommunikativ und bar jeder Tiefe ist – eine Sprache der Werbung und der Slogans. Eine italienische Sprache, so beklagt er, die bettelarm geworden sei, Frucht einer Gesellschaft, welche die Quelle der Sprachschöpfung aus den Universitäten in die Welt der Unternehmen verlagert hat. Pasolini zu Folge hat sich somit eine neue wissenschaftlich-technische Sprache durchgesetzt, die „als Norm, die die übrigen Sprachschichten zur Übereinstimmung bringt, und sogar als Instanz, die das Innere der Sprachen modifiziert“, gelte (zit. Nach Ketzelerfahrungen, Carl Hanser Verlag, 1979, S. 29).

Die Eigenheiten dieser neuen Sprache künden von einer neuen geistigen Lage. Sie leisten einen fundamentalen Beitrag zur Gestaltung einer neuen „antropologischen Gestalt (Typus)“, die auch in Bildern zum Ausdruck kommt. Der Körper selbst wird zur Werbe-Ikone, die mit hoher Bedeutung aufgeladen ist. Was in jüngerer Zeit in Italien passiert ist und noch passiert, geht über den von Pasolini beschriebenen Wandel fast schon dramatisch hinaus. Die sprachlichen und sozialen Umbrüche in Italien entsprechen dem Wandel, der sich in der Welt der elektronischen Medien vollzogen hat. Seit den 1980er Jahren hat sich das kommerzielle Fernsehen durchgesetzt, dessen höchstes Ziel darin besteht, die Einnahmen aus der Werbung zu maximieren. Der damit einhergehende Qualitätsverfall von Unterhaltungssendungen auf Trash-Niveau sind oft genug beklagt worden. Seit zehn bis 15 Jahren prägt nun das Internet immer mehr unseren Medienkonsum mit immensen Wirkungen auf die Sprache als Begleiterscheinungen eines geistigen Wandels, des Wandels der Italiener. Als Beleg mögen nur einige Daten genügen: der tägliche Fernsehkonsum stieg von 2007 bis 2013 von 230 auf 260 Minuten. In Deutschland liegt dieser Wert bei etwa 220 Minuten, Tendenz seit 2011 leicht rückläufig.

Wenn Pasolini die Sprache der Politik für pseudo-technisch hält, so meint er damit, dass diese Sprache unecht ist, ohne jede Eleganz und noch dazu unverständlich. Er schrieb: „Das Phänomen der Technologie ergreift wie ein neuer Geist die Sprache – vom Grund auf, in ihrer ganzen Ausdehnung, in allen ihren Momenten und allen ihren Besonderheiten“ (ebd. S. 29). Dieses Beispiel von Pasolini ist einer Rede entnommen, die der italienische Ministerpräsident Aldo Moro 1964 aus Anlass



Prof. Dr. Giuliana Parotto, Professorin für politische Philosophie an der Universität Triest

der Einweihung der Autostrada del Sole gehalten hat. Für diese Art Rede gibt es heute den italienischen Ausdruck „politichese“, im Deutschen würde man von „Politik-Sprech“ sprechen. Hören Sie selbst: „Die Produktivität der Investitionen des Autobahnprogramms hängt also von ihrer Einordnung in eine Programmierung der Infrastrukturen des Verkehrs ab, die darauf hinzielt, die Unausgewogenheit aufzulösen, die Engpässe auszuschalten, die Verschwendungen, die aus der Konkurrenz zwischen den verschiedenen Verkehrsmitteln entstehen, zu reduzieren, kurz, ein integriertes System im nationalen Maßstab ins Leben zu rufen.“

Die Sprache der neuen elektronischen Medien und des kommerziellen Fernsehens hat sich verändert. Die Sprache der Politik, die sich immer mehr am Fernsehen orientiert, hat sich entsprechend verändert: Der politische Dialog hat seinen Ursprung schon lange nicht mehr auf Parteitagungen oder in Parteiorganen – dieses Jahr musste die kommunistische Unità ihren Betrieb nach 90 Jahren endgültig einstellen, und auch

Die von Berlusconi so genannte „wahre Sprache“ hat eine Vertrauensbeziehung zur Voraussetzung.

der sozialdemokratische „Vorwärts“ steckt seit Jahren in der Krise – sondern er geht von Talkshows aus, in Italien spricht man von Direktübertragungen „in prima serata“, also zur besten Sendezeit. Der öffentliche Diskurs untersteht heute der Logik und Denkweise der Fernsehunterhaltung. Guy Debord hat sich in seinem Werk „Die Gesellschaft des Spektakels“ eingehend mit den Auswirkungen dieser Denkweise befasst. Er schreibt: „Die durch das Spektakel prinzipiell geforderte Haltung ist diese passive Hinnahme, die es schon durch seine Art, unwiderlegbar

zu erscheinen, durch sein Monopol des Scheins, faktisch erwirkt hat.“ Der Zuschauer wird dem realen Leben entzogen. „Je mehr er zuschaut, umso weniger lebt er. Je mehr er akzeptiert, sich in den herrschenden Bildern des Bedürfnisses wiederzuerkennen, desto weniger versteht er seine eigene Existenz.“

Diese Entwicklung hat enorme Auswirkungen auf die Sprache. Pasolini hat, wie wir gesehen haben, die pseudo-technische Sprache von Politik und Fernsehen angeprangert. Dieser Kritik hat sich Berlusconi von Anfang an angeschlossen. Die Stärke seiner Sprache beruht darauf, dass sie im Gegenteil klar und einfach ist, eine Sprache der Realität, die allen zugänglich ist. Es ist mir wichtig hervorzuheben, dass selbst die sogenannte „discesa in campo“ (das Erscheinen Berlusconis auf der politischen Bühne im Jahr 1994) in erster Linie eine Revolution der Sprache bedeutet. Eine Sprache, die den Wähler-Zuschauer in den Vordergrund stellt und direkt einbezieht, eine Sprache, die Gefühle wie die Liebe anspricht und Vertrauen erwecken soll als Voraussetzung für die Anbahnung einer persönlichen Beziehung.

Die von Berlusconi so genannte „wahre Sprache“ hat eine Vertrauensbeziehung zur Voraussetzung. Diese Sprache polarisiert und benennt andererseits genauso klar den politischen Gegner. Das Pendant der Liebe ist der Hass. Berlusconi polarisiert zwischen Gut und Böse ebenso wie zwischen Neu und Alt. Die politischen Gegner werden zu „alten“ Politikern abgestempelt und so zu Feinden erklärt. Die Erneuerung der Sprache ist explizit in den politischen Diskurs integriert; die Sprache der Politik wird stigmatisiert und verspottet als unverständliches, ja lächerliches „Gelaber“ ohne Realitätsgehalt. Die Irrealität der Sprache ist der beste Beweis für die Irrealität der Welt der Politik, für die unüberbrückbare Distanz zwischen der privilegierten politischen Kaste und dem Leben der normalen Leute. Die Kritik an der Sprache der alten Politik wurde selbst Teil der politischen Propaganda Berlusconis. Die Polarisierung Neu – Alt ist auch eine Polarisierung der Sprache: unverständliche, irrealer Sprache einerseits beim politischen Gegner, Realität und Verständlichkeit im eigenen Lager.

Gleichzeitig steht Berlusconi wie kein anderer vor ihm für eine Politik des Spektakels. Seine Beziehung zum Publikum ist geprägt von Witz, von der Freiheit, jederzeit etwas zu sagen und es gleich wieder zu dementieren, ohne für die Aussage zu haften: das Publikum der Wähler-Zuschauer ist kein Gesprächspartner, es soll nur unterhalten werden. Das hindert die Spektakel-Politik nicht daran, sich als wahr zu verkaufen; sie macht umgekehrt die Realität zum Spektakel. Die Realität und die Erfahrung der Realität werden durcheinandergebracht, um die Realität durch ein falsches Bild zu ersetzen.

Die Verschmelzung von Realität und Spektakel vervollständigt den Wandel der Italiener, den Pasolini schon vor 30 Jahren ausgemacht und vorausgesehen hat. Für den Verlust der Realität finden sich viele Beispiele. Manche sind echte Verfälschungen. Die Epoche Berlusconis hat uns an diese Verfälschungen gewöhnt: Fast alle seine Prozesse wurden so lange verschleppt, bis sie mit Verjährung endeten und als Freispruch verkauft wurden. Der Fall Karima El-Mahroug, genannt Ruby, stellt geradezu ein Musterbeispiel für den genannten Hang zum Spektakel und zum Realitätsverlust. In Italien wissen alle, worum es geht. Der ehemalige Ministerpräsident rief einen Beamten im Polizeipräsidium von Mailand an, um ein inhaftiertes marokkanisches Mädchen auf

freien Fuß setzen zu lassen, das an den berühmt-berüchtigten „Abendveranstaltungen“ in Berlusconis Residenz Arcore teilgenommen hatte. Sie selbst hat das zugegeben, sie war mit anderen Worten eine Prostituierte, noch dazu eine minderjährige Prostituierte. Die Rechtfertigung des ehemaligen Ministerpräsidenten wurde am Anfang für eine Mischung aus Witz und brillanter Erfindung gehalten: „Ich habe angerufen, um ein internationales Unglück zu verhindern; weil ich dachte, das Mädchen sei eine Enkelin von Mubarak.“ So durchschaubar diese Ausrede war, so wurde sie doch gewissermaßen zur Realität: die Abgeordneten des italienischen Parlaments stimmten mehrheitlich dafür, dass der Regierungschef in amtlicher Mission gehandelt habe und der Gerichtshof in Mailand deshalb nicht zuständig sei. Der Witz wurde zur Realität. Ich könnte viele ähnliche Beispiele der Manipulation und der Verkehrung der Realität hinzufügen. Entscheidend ist wohl, dass allzu viele Italiener dieses Spektakel höchstens halb durchschauen, manche bewundern es.

II.

Die Umwandlung von Politik in Unterhaltung findet ihren Niederschlag auch in der Presse, die sich allerdings in Italien umgekehrt zum Fernsehkonsum entwickelt. Der Presseverband publizierte im September 2014 einen Bericht, wonach der Absatz der Tageszeitungen nach sieben Jahren rückläufiger Zahlen 2013 regelrecht eingebrochen ist. Heute werden kaum mehr als die Hälfte der Exemplare von vor zwanzig Jahren verkauft: Die Auflage ging von etwa 6 Millionen Exemplaren 1990 auf zuletzt noch 3,7 Millionen 2013 zurück. Allein seit 2011 sank die Zahl um eine halbe Million. Die renommiertesten Titel Corriere della Sera und Repubblica haben eine Auflage von jeweils etwa 380.000 Exemplaren – zum Vergleich: die Süddeutsche Zeitung wird täglich von etwa 1,3 Millionen Personen gelesen

Für den Verlust der Realität finden sich viele Beispiele. Manche sind echte Verfälschungen. Die Epoche Berlusconis hat uns an diese Verfälschungen gewöhnt.

(Reichweite). Dabei ist zu berücksichtigen, dass 59 Millionen Italienern etwa 82 Millionen Deutsche gegenüber stehen. Übrigens gehen die Zeitungsauflagen auch in Deutschland zurück, aber wohl nicht so stark wie in Italien. Das mag eine Teilerklärung für den lange Zeit ungebrochenen Erfolg Berlusconis sein, denn kritische Artikel, erschienen von Leuten wie Ezio Mauro (Chefredakteur der Repubblica), Giovanni Sartori oder Ernesto Galli della Loggia, wurden weniger gelesen.

Interessant ist, dass nicht nur die Boulevardzeitungen Begriffe und Denkweise von Berlusconi übernommen haben, sondern auch die seriöse Presse – bis heute. Ein Beispiel: Der Ausdruck „Partei der Rechtsanwälte“ stammt von Berlusconi, der die Öffentlichkeit davon überzeugen wollte, dass seine zahlreichen Probleme mit der Justiz einzig und allein einer Verschwörung zuzuschreiben sind, betrieben von seinen politischen Gegnern, die sich unfähig zeigten, ihn politisch zu besiegen und ihn deshalb mit juristischen Mitteln stürzen wollten. So ordnet er alle Staatsanwälte dieser „Partei der Rechtsanwälte“ zu –

vollkommen unabhängig von deren unterschiedlichen politischen Orientierungen. Nun konnte man in einem Artikel im Corriere della Sera vom 26. September 2014 über den Bürgermeister von Neapel lesen, dass dieser „an die Moralisation der Macht mit juristischen Mittel glaubte, vertreten durch die sogenannte Partei der Staatsanwälte.“ Ein beiläufiger Satz, der kaum einer weiteren Erklärung bedarf. Dieses kleine Beispiel belegt, wie sich in letzter Zeit eingeführte Ausdrücke und Begriffe vom polemischen Kontext, in dem sie entstanden sind, frei gemacht haben und als Tatsachen akzeptiert werden.

Die Vereinfachung der politischen Sprache kommentiert Claudio Magris in einem Artikel des Corriere della Sera vom August 2010 unter dem Titel „Die Politik der Beleidigung“ folgendermaßen: „Es ist kein Skandal, dass solche Vulgaritäten existieren. Schlimm ist, dass sie keinen Skandal verursachen, dass diejenigen, die mit Schmutz um sich werfen, dafür nicht zur Verantwortung gezogen werden. Es ist etwas passiert in unserer Gesellschaft. Unsere gültigen und selbstverständlichen Regeln des Zivillebens haben sich radikal verändert.“

Nach Meinung von Claudio Magris hat „eine radikale Umwandlung stattgefunden, die alten Stände – das klassische Bürgertum, das klassische Proletariat – sind verschwunden in einem Prozess, der Feingefühl, Werte und Regeln hat verschwinden lassen, die wir einst für Stützen unserer Gesellschaft und unseres Landes hielten.“ Die modernen Kommunikationsformen wie Blogs und Twitter haben diese Entwicklung womöglich noch verschlimmert. Beispiele dafür zeigen sich in Äußerungen von Beppe Grillo, etwa in einem Interview in der Times 2013, in dem er sagt „wenn wir scheitern, wird die Gewalt die Straßen Italiens überfluten.“ Dieselbe Neigung zur Zuspitzung findet auch lebhaften Ausdruck in Renzis Wort vom „rottamare“. Rottamare bedeutet verschrotten und bezieht sich ursprünglich auf technisches Gerät wie Autos, die ihren Dienst getan haben und also verschrottet werden sollten. Renzi verwendete den Ausdruck aber auf die Führungsriege seiner eigenen sozialdemokratischen Partei.

So zutreffend sein Vorwurf an die Adresse der alten Parteiführung sein mag, sie sei zu einer wahren Opposition gegen Berlusconi nicht im Stande gewesen, so erscheint der Ausdruck „rottamare“ doch allzu menschenverachtend. Das Beispiel belegt immerhin, dass die Verhöhnung der Sprache alle politischen Lager gleichermaßen befallen hat.

Nach der Vorstellung von McLuhan üben die neuen Kommunikationsmittel eine Art Anziehungskraft auf die klassischen Medien aus, ähnelt doch die Sprache der Zeitungen allzu sehr der Sprache des Fernsehens. Die sogenannten „seriösen“ Tageszeitungen haben sich dem Niveau des Boulevards angenähert. Zu Zeiten, als Berlusconi noch an der Macht war, erschienen fast jeden Tag Artikel über sein Privatleben, über seine Reisen, seine Diäten, seinen Geschmack usw. An dieser Art von Boulevard-Journalismus hat sich seither wenig geändert. Im Vordergrund steht oft nicht die Person oder Persönlichkeit, sondern der Körper, die Grenze zwischen öffentlichem und Privatleben wird fließend. So interessiert sich selbst die seriöse Presse in Italien zum Beispiel fast mehr dafür, dass Angela Merkel zum zweiten Mal dasselbe Kostüm trägt als für die Substanz und Wirkung ihrer Politik.

Es fehlt Italien auch eine Art von investigativem Journalismus, der in der Politik zur Geltung käme: Bei uns gibt es keine SZ oder FAZ, die solange schreiben, bis ein zu Guttenberg zurücktritt.

Bis vor kurzem waren alle italienischen Zeitungen vom Staat subventioniert, und noch immer sind sie deshalb viel weniger kritisch als die deutschen, die ihre Kosten wirklich über die Auflage und Werbeeinnahmen finanzieren müssen.

III.

Ein schon angesprochenes Element des antropologischen Wandels in der italienischen Gesellschaft ist in der Repräsentation des Körpers zu finden, ein Thema, das schon Pasolini sehr bewegt hat. Diesbezüglich zeigt er sich geradezu als Prophet. Er vertritt die These, dass die Konsumgesellschaft den menschlichen Körper zur Ware gemacht hat, dass sie ihn manipuliert und vergewaltigt hat. Sie hat Körper und Haltung der Italiener verwandelt und bewirkt, dass sich geographische, soziale und kulturelle Unterschiede nivelliert haben. Diese Verarmung zeigt sich bildhaft und drastisch bei der Inszenierung von Sex im Fernsehen. Pasolinis berühmter Film „Salò. Die 120 Tage von Sodom“ führt vor Augen, dass reihenweise erzwungener Sex als radikalste Form der Macht ausübung zu sehen ist.

In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Vermarktung des Körpers maßlos weiterentwickelt. Davon ist vor allem der weiblichen Körper betroffen. Ein Dokumentarfilm von Lorella Zanardo, der unter dem Titel „Der Körper der Frauen“ 2010 auch als Buch erschienen ist, besteht aus nichts anderem als einer Collage aus Bildern und Mitschnitten von Fernsehprogrammen, in

In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Vermarktung des Körpers maßlos weiterentwickelt.

denen Frauen als reine Staffage auftreten. Halb nackte Frauen tragen in einer immerhin satirischen Sendung die Nachrichten zum Tisch des Sprechers; andere Darstellerinnen stehen überhaupt nur dekorativ vor der Kamera. Ihre einzige Aufgabe besteht darin, ihren Körper zur Schau zu stellen. Diese im italienischen Fernsehen allgegenwärtige Erscheinung hat eine Art pseudofeministische Philosophie entstehen lassen, wonach der weibliche Körper keineswegs vor patriarchalischer Enteignung oder Vergewaltigung geschützt werden muss, sondern umgekehrt die Frauen ihren Körper gezielt als Produkt von ästhetischem Wert einsetzen, um Geld, Posten, ja selbst politische Ämter zu gewinnen.

Die Reduzierung des weiblichen Körpers zur Ware ist normal geworden. Der genannte Dokumentarfilm und das Buch haben große Verbreitung gefunden, sie sind Teil einer wichtigen kulturellen Reaktion auf die Kommerzialisierung und Verdinglichung des weiblichen Körpers geworden. Seit 2011 reagiert die Bewegung „se non ora quando“ (Wann, wenn nicht jetzt) mit aller Kraft und Entschlossenheit gegen dieses Rollenmodell der Frauen. Das Gründungsmanifest beklagt, dass der Beitrag der Frauen zum öffentlichen Leben, ihre reiche Erfahrung in Institutionen und politischen Parteien, in Unternehmen und Gewerkschaften durch die unablässige und unverschämte Herabwürdigung zum bloßen Objekt sexuellen Verkehrs in Fernsehen, Zeitungen und Werbung ausraidiert werden. Es sei nicht mehr zu tolerieren, wenn die Leitkultur junge Frauen danach trachten lässt, sich dem mächtigen Mann als verlockendes Ziel anzubieten, um im Gegenzug mit öffentlichen Geldern und Ämtern belohnt zu werden. Gegen diesen Trend stemmt sich



Im intensiven Gedankenaustausch: Professorin Giuliana Parotto und Generalkonsul Filippo Scammacca del Murgio.

insbesondere die katholische Welt, gläubige Laien ebenso wie Geistliche, aber auch Printmedien wie „Famiglia Cristiana“ oder „Avvenire“.

IV.

Die Gegenbewegung zur Pseudorealität im Fernsehen erfolgt aus der elitären Welt der Philosophie und der Literatur. Der Realitätsverlust und ihre verwüstende Wirkung auf die Politik erfüllen viele Intellektuelle mit Sorge, woraus eine recht bedeutende öffentliche Debatte über die Rolle der Philosophie entstanden ist. Dazu muss man wissen, dass die sogenannte „Postmoderne Philosophie“ ein gutes Stück zur Realitätsverweigerung in Italien beigetragen hat. Sie hat in der unendlichen Vielfalt der subjektiven Perspektiven und Interpretationen die Realität aufgelöst. Gegen ein Phänomen wie Berlusconi, der Fiktion und Realität ständig vermischt, besitzt sie keine Waffen. Als Konsequenz folgt eine Bewegung zurück zur Realität. 2011 erschien das Buch „Manifest des Neuen Realismus“ von Maurizio Ferraris, das die Repubblica in Kurzfassung widergegeben hat und es somit breitere Wahrnehmung gefunden hat. Der Niedergang der Politik und des öffentlichen Diskurses hat „die Sicherheit der postmodernen Philosophen zum Zerklirren gebracht.“

Das, wovon die Postmodernen geträumt haben, haben die Populisten verwirklicht. Die Postmodernen dachten, dass die Verweigerung der Realität zur Emanzipation führt, denn sie sahen die Realität „als philosophische Naivität und Ausdruck politischen Konservatismus.“ Statt der Emanzipation und der Freiheit ist aber das Gegenteil eingetreten: Populismus und Unterdrückung. Ähnliche Sichtweisen hat Gianni Vattimo in seinem Buch „Von der Realität“ (Della realtà) vertreten, das 2012 erschienen ist. Darin revidiert er die These vom „Schwachen Denken“ (Pensiero debole). Die Kehrtwende in Vattimo's Philosophie hat auch politische Ursachen, nämlich die Machtergreifung durch mediale Persönlichkeiten. Vattimo schreibt: „Die Idee, dass die Schwere der Objektivität von Bildern erleichtert werden könnte, hat sich als Illusion erwiesen.“

Die Rückkehr der „Realität“ ist laut Vattimo jedenfalls erst möglich, wenn

die interpretative Natur der Realität erkannt wird. Selbstverständlich ist diese interpretative Natur aber nicht willkürlich. „Die Tatsache, dass die Realität unsere Geschichte ist“ – schreibt Vattimo – „wird sie deshalb nicht zu einem Märchen machen.“ Die intellektuelle Verantwortung ist vollkommen anerkannt – auch wenn wir darin eine Art Wiederholung der Idee von der doppelten Wahrheit erkennen können – „das Prinzip der Realität gehört vor allem dann verteidigt, wenn der postmoderne Dekonstruktivismus sich außerhalb der akademischen Kreise verbreitet.“

Die gleiche Tendenz zum Realismus kennzeichnet die italienische Literatur. Eine größere Gruppe von Autoren hat die Sprache der Pseudorealität und die Realität des „echten Menschen“, die

Die Realität stellt sich befreit von den Bildern dar, mit denen die jungen Leute betrogen werden.

Opfer dieser Pseudorealität angeprangert. Manche Kritiker haben in der neuen italienischen Literatur die Rückkehr „von den Stereotypen der Massenkommunikation, vom Trash, von den Bildern der Werbung, vom Fernsehkonsum zur Welt der Realität“ erkannt. Aldo Nove schreibt: „Ich heiße Roberta, ich bin 40 Jahre alt und verdiene 250 Euro pro Monat.“ (2006). Sein Buch setzt sich zusammen aus Interviews mit jungen Leuten, die „auf die Zukunft warten“ und merken, dass „die Zukunft schon vergangen ist“. Die Realität stellt sich befreit von den Bildern dar, mit denen die jungen Leute betrogen worden sind. Aufschlussreich erscheint diesbezüglich ein Interview mit Alessandra, einer jungen Graphikerin aus Urbino, die über ihr Leben in Mailand schreibt, wo sie auf den Slogan „Milano zum Trinken“ stößt, der für die schillernde, mondäne, konsumierende Stadt wirbt. Dazu fällt ihr nur ein: „Mailand ist schon ausgetrunken“. Sie sieht sich in einer Welt aus Plastik, wo man gezwungen ist, einen Wohlstand vorzutäuschen, den man gar nicht hat. Eine Welt, in der kein Platz für Bedenken und Zweifel ist, in der alles nur zum Schein gemacht ist;



Foto: Riccardo Antimiani/dpa

Auch gegen den zu Beginn als Hoffnungsträger gefeierten Regierungschef Matteo Renzi kommt es immer häufiger zu Protesten, wie hier der Verkehrspolizisten der Stadt Rom.

wo jeder versucht, in die „richtigen Kreise“ zu gelangen.

Noch ein Zitat: „In meinem Fall habe ich wie in einem Fruchtwasser der Täuschung gelebt.“ Diese Welt zerplatzt beim Zusammenprall mit den Bedürfnissen und Zwängen des materiellen Lebens: Die Miete muss man zahlen, einkaufen gehen etc. Alessandra teilt ihr Schicksal mit vielen jungen Leuten: Weggehen erscheint als einzige Lösung: Laut Angaben des Innenministeriums ist 2012 die Zahl der Italiener, die auswandern, um 30 Prozent gestiegen. Vor allem Menschen unter 40 verlassen ihre Heimat. Der sogenannte „brain drain“, also der Verlust von gut ausgebildeten Menschen, betrug dabei 44,8 Prozent. 2013 stieg dieser Anteil sogar auf 55 Prozent (La Repubblica, 10. Mai 2014).

Als Beispiel für den Realismus in der Literatur lässt sich Walter Siti's Roman „Resistere non serve a niente“ (Widerstand ist zwecklos) anführen, der die künstliche Welt der Finanzen und des Verbrechens im mondänen Ambiente der Hauptstadt Rom ironisiert. Der Roman schildert einen Mafia-Anhänger, der in kurzer Zeit ein erfolgreicher und skrupelloser Börsenspekulant wird. Die Pseudo-Realität der Finanzen durchdringt mit ihren abstrakten und technischen Begriffen alle Lebensbereiche, so dass auch die Beziehungen zweideutig und gefühllos werden. Der berühmteste Exponent des Realismus aber ist ohne

Zweifel Roberto Saviano mit seinem 2006 herausgekommenen Buch „Gomorra“. Der Autor lässt die Realität von Neapel, die brutale Evidenz der Tatsachen und der Tagesereignisse einfach sprechen. In einem am 25. März 2009 erschienenen Interview der Repubblica bekräftigt Saviano, die Ereignisse seien alle wirklich so geschehen. Die Wahrheit zu sagen bedeutet, in einer biologischen Art und Weise unmittelbar dabei zu sein. Bekanntermaßen hatte das Buch einen enormen Erfolg: Schon 2009 waren etwa zwei Millionen Exemplare in Italien verkauft.

V.

Die Entwicklung der Philosophie und der Literatur zeigen mindestens den Versuch, den Schleier der Illusionen zu zerreißen und die Realität wieder in den Mittelpunkt zu stellen. Die Frage wäre jetzt, ob die italienische Öffentlichkeit tatsächlich aufgewacht, aus der zwiespältigen Vermischung von Illusion und Realität herausgerissen worden ist. Ist die tiefe Krise, welche Pasolini vorausgesehen hat und die mit Berlusconi tatsächlich eingetreten ist, endlich vorbei?

Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Schauen wir bloß folgende Daten an: Laut einem Bericht des Zentralen Statistikamtes ISTAT ist die Produktion und der Verkauf von Büchern zwischen 2012 und 2013 weiter zurück-

gegangen. Die Zahl von Lesern in der Gesamtbevölkerung ist von 46 auf 43 Prozent gesunken. Vor allem in Süditalien: Dort liegt die Quote der Italiener, die im letzten Jahr kein einziges Buch gelesen haben, bei 70 Prozent (Kalabrien), während es im norditalienischen

Sicher wird die Realität heute nicht mehr verleugnet, weil die Bedingungen das gar nicht mehr erlauben.

Trentino und Südtirol immerhin noch 40 Prozent waren. Unter den jungen Lesern ragen die Kinder zwischen 11 und 14 Jahren mit 52 Prozent heraus; jenseits von 18 Jahren und mit Abschluss der Schule sinkt die Quote unter 50 Prozent. Auf verlorenem Posten stehen dabei die Lehrer, die, obwohl frustriert, erniedrigt und selbst nach 20 Jahren Arbeit mit einem Lohn von weniger als 2.000 Euro netto pro Monat vergütet, sich dennoch bemühen, der nachfolgenden Generation Kultur und Literatur zu vermitteln. Das Gleiche gilt für die Professoren an den Universitäten, die immer mehr von Verwaltungsaufgaben in Beschlag genommen werden. Aufschlussreich wäre hier einmal eine Analyse der bürokratischen Sprache,

die an italienischen Universitäten geradezu orwellianische Züge aufweist.

Sicher wird die Realität heute nicht mehr verleugnet, weil die Bedingungen das gar nicht mehr erlauben. Nichtsdestoweniger wird die italienische Krise zu wenig aufgearbeitet. Warum konnte diese Krise so gewaltig fortschreiten? Die Schuld wird auf Europa geschoben, auf Deutschland insbesondere und geleitet von sehr gängigen Klischees, sodass man am Ende doch kaum sagen könnte, dass das Politikspektakel der Vergangenheit angehört. Sowohl die Verdrehung der Realität, wie auch die betelarme Qualität der öffentlichen Sprache sind auch nach dem Ende der Ära Berlusconi gleich geblieben. Ich bin fest davon überzeugt, dass die Zustimmung, die viele Italiener Matteo Renzi entgegenbringen, die gleiche ist, von der auch Berlusconi profitiert hat. Sie unterscheidet sich kaum in ihrer Qualität, obwohl sich die beiden Leader selbst fraglos qualitativ unterscheiden. Analysiert man jedoch die Sprache, das öffentliche Erscheinungsbild, die direkte Interaktion mit den Wählern – die immer Zuschauer sind und bleiben – dann sind die Ähnlichkeiten doch frappierend. Deshalb muss man wohl feststellen, dass sich die politische Kultur und die repräsentative Demokratie, die eine qualifizierte öffentliche Debatte voraussetzt, unverändert in der Krise befinden. □

Zum 50. Todestag

Werner Bergengruen und die Behauptung der Poesie

Anlässlich des 50. Todestags des Schriftstellers Werner Bergengruen warf die Katholische Akademie Bayern am 12. und 13. September 2014 in der Veranstaltung „Werner Bergengruen und die Behauptung der Poesie“ unter anderem einen Blick auf seine geistige und religiöse Haltung, mit der er es in einer „inneren Emigration“ schaffte, dem Ungeist des

Nationalsozialismus zu widerstehen. Anliegen der Tagung, die in Zusammenarbeit mit der Werner-Bergengruen-Gesellschaft organisiert wurde, war es unter anderem auch, den über Jahrzehnte vergessenen und teilweise hart kritisierten – zur katholischen Kirche übergetretenen – Schriftsteller zu rehabilitieren.

Wie über den Ersten Weltkrieg schreiben? Kleine Poetik am Beispiel von Werner Bergengruens „Der erste Patrouillenritt“

Günter Scholdt

I. Poetologische Grunddaten entlang des „ersten Patrouillenritts“

„Der erste Patrouillenritt“ entstand im Mai 1935 und erschien erstmals 1936 im Sammelband „Die Rose von Jericho“. Das Gedicht soll im Folgenden näher vorgestellt werden, zumal es mir geeignet erscheint, exemplarisch einige poetologische Grundaussagen zu treffen. Bergengruen schrieb es in Erinnerung an eigene Erlebnisse im Ersten Weltkrieg.

Der Marburger Student hatte sich sofort freiwillig zur deutschen Armee gemeldet, was für Balten trotz vielfacher Sympathien nicht völlig selbstverständlich war. Später provozierte er seinen Vater mit der Bemerkung, er hätte es bei den Russen in der gleichen Zeit um zwei Dienstränge weiter gebracht. Wie ernstgemeint auch immer – hier deutet sich an, wie wenig er in engen nationalen Kategorien dachte. Er diente bei der Kavallerie, zunächst bei den Dragonern, später als Leutnant bei den Ulanen und war ausschließlich an der Ostfront eingesetzt, zuletzt in der Ukraine. Seine besonderen Fähigkeiten qualifizierten ihn neben den üblichen Erkundungs- und Melderitten zu delikaten Funktionen, teils als vermittelnder Dolmetscher, teils als tollkühner Propagandist, der sich, mit Schnaps und Zigaretten bewaffnet, zu den russischen Linien begab, um Feinde zum Überlaufen zu bewegen. Vor seiner Flucht aus russischer Gefangenschaft stand er sogar noch kurze Zeit als hochstapelnder Pseudoingenieur im Dienst der neuen Herren.

Januar 1919 traf er im revolutionären Berlin ein und begab sich umgehend zur Baltischen Landeswehr, die gegen die Rote Armee kämpfte. Das Thema der Ballade verrät bereits ihr Titel: „Der



Prof. Dr. Günter Scholdt, ehemaliger Leiter des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsass, Saarbrücken

erste Patrouillenritt“. Es beginnt mit den Versen:

„Jenen Morgen mag ich nicht vergessen,
Ein Septembermorgen war's wie heut.
Noch im Dämmer sind wir aufgefessen,
Und ein fahles Licht war ausgestreut.“

Die Ausgangsszene zusammengefasst: Das lyrische Ich, das im künftigen Vortrag relativ bedenkenlos mit dem Verfasser identifiziert wird, erinnert sich an seinen ersten Einsatz als Aufklärer zu Pferde. Die Stimmung entspricht der

erwarteten gefahrvollen Konfrontation. Ein nebliger Herbsttag im Morgenrauen lässt die Soldaten frösteln. Nervosität zeigt sich, wird durch Alkohol gedämpft. Bald erreicht die Gruppe militärisches Niemandsland: das „Unbetretene“. Gefechtsbereitschaft wird hergestellt. Es beginnt das Abenteuer, das im Letzten seine Begründung findet im später wiederholten Kommentar „Sieben waren wir und waren jung“. Sieben gilt als Glückszahl, und auf einen entsprechenden Ausgang hoffen alle.

„Warm und golden hob sich aus den
Schneisen
Der septemberliche Sonnentag.
Einen Bussard sah ich droben kreisen,
Silbrig schimmerte sein Flügelschlag.

Hinter einem Busch von wilden Rosen,
Rot von Hagebutten überschmückt,
Fanden wir zwei leere Dörrfleischdosen,
Und das Gras war lagerhaft gedrückt.

Roßmist trafen wir und Pferdespuren,
Doch verloren sie sich bald im Moos.
Spechte hämmerten wie Totenuhren,
Und die Wälder schwiegen schwer und groß. [...]

Einmal sah ich einen Hasen hoppeln,
Einmal fiel ein Häherschrei ins Ohr,
Einmal zwischen Wiesengras und
Stoppeln
Ging besorgt ein Hühnervolk empor.

Vor uns blaute die geheimnischwere
Tannenwand in heißer Mittagsruh,
Und wir ritten auf die Waldlisiere
Weiten Abstands durch die Fläche zu.

Moderfeucht kam ein Geruch von
Schwämmen
Zu mir durch den goldnen Mückentanz,
Und ich wußte: hinter jenen Stämmen
Liegt der Gott und der verborgne
Glanz.“

Der gelesene Abschnitt enthält vorausweisende Symbole für Schönheit und Gefahr. Genannt werden der kreisende Bussard, Spechtgeräusche, die an Totenuhren gemahnen, ein Häherschrei angesichts eines friedlich hoppelnden Hasen und besorgter Hühner, moderfeuchter Pilzgeruch, und im Gegensatz dazu reife Äcker im Sonnenglanz sowie „wilde Rosen / Rot von Hagebutten überschmückt“. Der Autor zeichnet aber keineswegs ein künstlich-ästhetisches Genrebildchen, sondern konfrontiert seine Leser als Kontrast umgehend mit leeren Dörrfleischdosen und Pferdemit.

Die Beobachtungen drängen sich ihm auf, in einer Phase verschärfter Wahrnehmung, die dem potentiell Bedrohlichen entspricht. Der Wald wiederum erscheint in einer poetischen Tradition aus Romantik, Expressionismus, aus Brecht oder Loerke, wird als „schwer und groß“, als unbewegte „blaue Tannenbucht“ veranschaulicht. Und hinter „jenen Stämmen“ heißt es: „Liegt der Gott und der verborgne Glanz.“ Wir befinden uns im mythisch-naturmagischen Bereich des Ominösen, das herausfordert, Ruhm und Ehre verspricht. Aus dieser ein wenig als verzaubert geschilderten Atmosphäre werden wir schlagartig herausgerissen durch den feindlichen Feuerüberfall:

„Aus der Stille sprang ein Schuß und rollte,
Bis ein zweiter, dritter ihn verschlang,
Und das Feuer knatterte und grollte
Augenblicks den ganzen Wald entlang.

Jeder Baum gewann verruchtes Leben,
Feurige Dämonen heulten schrill,
– Vor sekundenlangem Augenheben
Stand der Himmel hoch und blau und still.

Unsre Pferde, rasch herungerissen,
Galoppierten keuchend, Sprung an Sprung,
Kugeln schwärmten um uns wie
Hornissen
– Sieben waren wir und waren jung.“

Das militärische Geschehen wird zwar noch mit Dämonen assoziiert, die weiteren Bilder bleiben jedoch im Alltäglichen: Schüsse rollen, knattern, grollen, Pferde keuchen. Auffallend die Veranschaulichung des Himmels, der „hoch und blau und still“ stand. Der Ton gleicht ein wenig Brechts „Erinnerung an die Marie A.“, evoziert zudem die Vorstellung ewiger Erhabenheit, majestätischer Gelassenheit oder Distanz. Einen gewissen Abstand, den des gereiften Mannes, verrät auch der rückschauende Verfasser-Kommentar mit dem nochmaligen Verweis auf Jugend und entsprechendes Draufgängertum. Dies allerdings wird geradezu enthusiastisch beschworen:

„Da wir durch die freie Fläche stoben,
Wind und Kugeln piffen hart am Ohr,
Hufe hämmerten und Pferde schnoben,
Und ich lebte – so wie nie zuvor!

Leben fühlt ich in den Adern kochen,
Leben hielt mir jeden Nerv geschwellt,
Leben, unbedacht und ungebrochen
Aus der großen Einigkeit der Welt.

Sternennächte, Schauer, Kindertage,
Tränen, Haß und Hingenommensein,
Frauenarme, wilde Zechgelage,
Tausend Ströme brausten überein.

Ja, ich lebte, daß mir in der Seele
Aller Saft der Schöpfung gor und
schwoll,
Und ein Aufschrei sprang mir aus der
Kehle
Heiß wie Brunstruf und des Rausches
voll!

Mittenhin ins Ackerland verschlagen
Stand ein wilder Birnbaum, reich an
Last,
Und ich riß mir im Vorüberjagen
Ein gefärbtes Blatt von seinem Ast.

Meinte alle Welt in ihm zu fassen,
Geister, Sterne, Pflanze, Stein und Tier.
Lachend habe ich es fallen lassen:
Fort das Blatt! Die Welt war heil in
mir!“

Dieser Abschnitt erweist sich als grandiose Feier des gerade in der Gefahr intensivierten Lebens. Die Weltliteratur kennt zahlreiche Werke, die das Hochgefühl besingen, knapp dem Tod entronnen zu sein, und dies als Existenzsteigerung erfahren zu haben. Bergengruens sinnliche Schilderung kann es mit den besten aufnehmen. Und etliche Leser mit ähnlicher Erfahrung dürften zumindest für kurze Momente Vergleichbares empfunden haben wie der Patrouillenreiter, der in symbolischer Geste das gefärbte Birnbaumblatt wieder wegwirft. Schließlich braucht er sich noch nicht mit dem Herbst des Lebens zu befassen. Vielmehr fühlt er „in der Seele / Aller Saft der Schöpfung“ schwellen.

Darüber hinaus illustriert dieser Text Nietzsches Entwurf des „gefährlich leben“ als repräsentatives Jugendgefühl. Auch Thomas Manns „Zauberberg“ kennt solche Reize, jener Roman des Jahres 1924, mit dem sich der Verfasser von seiner Sympathie mit dem Tod verabschiedete und einer lebensbejahenden Zukunft unter den Vorzeichen Weimars zuwandte. Hierin findet sich als Bezugspunkt für Manns republikanische Utopie glücklich-friedlicher Sonnenkinder ein (allegorischer) Rekurs auf das schreckliche „Blutmahl“ des Krieges. „Waren sie“, heißt es, „so höflich

und reizend zueinander im stillen Hinblick auf eben dies Gräßliche?“ Auch hier also eine lediglich anders akzentuierte Denkfigur, wonach das Erlebnis überstandener Gefahr zukunftsweisende Kräfte freisetzt.

In der viertletzten Strophe fällt dann ein Stichwort, das bei Bergengruen lebenslang eine zentrale Rolle spielte und das, bezogen auf das Schlachtengetümmel des Ersten Weltkriegs, aus explizit „progressiver“ Perspektive manchem als frivol oder provokativ erscheinen mag: „Die Welt war heil in mir!“

Der Topos einer heilen Welt verdient auch insofern Beachtung, als er durch gezielte Inkriminierung am meisten dazu beitrug, Bergengruens Ruf zu ruinieren und den Autor zu dekanonisieren. In diesem Zusammenhang genügt es, auf zwei Erklärungsansätze zu verweisen: Bergengruens (trotz mancher Depression und Identitätskrise) schon früh geprägtes Bewusstsein, vor gravierenden Übeln bewahrt zu werden, sowie die Überzeugung, dass die Schöpfung trotz aller Wirren und Leiden im Letzten unzerstörbar sei und der Mensch in einem höheren Zusammenhang geborgen.

Zumindest für den Autor selbst hat sich diese Annahme vielfach bestätigt. Im konkreten Patrouillenritt dadurch, dass ihn die feindlichen Geschosse nicht trafen, wie ihm überhaupt im ganzen Weltkrieg eine Verwundung erspart blieb. Auch im Dritten Reich bot dieses Grundgefühl einer gewissen Unverletzlichkeit beträchtlichen seelischen Halt.

Bergengruen kümmerten keine engherzigen Realismus-Gebote, wenn es um Glaubensverkündigung ging.

Von seiner Geborgenheit durch eine höhere Macht wird der Autor zeitlebens überzeugt sein, ja, von einem „Schutzengel“ sprechen, der ihn (etwa bei militärischen Projekten) vor falschen Entscheidungen bewahrt habe.

1946 bekannte er in privaten Notizen einen jugendlichen „Hang zum unsinnigen Abenteuer“. Als Pläne beschäftigten ihn zum Beispiel ein Freiwilligen-Einsatz in Albanien mit Prinz Wilhelm von Wied, 1918 ein Engagement in Kiew beim Hetman Skoropadski, soldatische Projekte in Sibirien oder Japan und weitere. „Alle diese Donquichotterien“, heißt es, hätten fatal enden können: „Aber nun bin ich mein Leben lang immer vor den allergrößten Unüberlegtheiten bewahrt worden.“ Auch hier dürfe er dankbar „providentielle Behütungen erkennen.“

Kriege, Bürgerkriege und die beiden Großdiktaturen eignen sich im Allgemeinen zwar schlecht, diese Weltsicht historisch zu belegen. Aber was wäre eigentlich christlicher Glaube ohne solche Zuversicht? Bergengruen bestand auch in zwei anderen Kriegsgedichten darauf, dem gewaltsamen Sterben eine transzendierende Verheißung gegenüberzustellen. In seiner „Stimme des Gefallenen“ erreicht die tödliche Kugel bereits einen „Verwandten“, und was dem als vernichtendes „Feuer erschien, war das Leuchten der Weltmonstranz“. Und in „Die toten Soldaten“ wird eine lemurenhafte groteske Szenerie beschworen, in der die Gefallenen zu nächtlichem Spuk auferstehen, der gleichwohl in Trost und Bestätigung des Lebensplans mündet: „Wunderliche blasse Blutgemeinde, schläft in Ruhe. Ihr seid nicht mehr

Feinde,
uns nicht mehr noch irgendwem auf Erden.

Kehrt nun heimwärts. Friede soll euch werden.“

Bergengruen kümmerten keine engherzigen Realismus-Gebote, wenn es um Glaubensverkündigung ging. Wer seine Prämissen nicht teilt, mag sie verwerfen. Aber ein literarisches Urteil berücksichtige bitte, dass wir im Bereich der Poesie nicht vornehmlich über Weltanschauungen zu rechten haben, sondern über ästhetische Plausibilitäten. Damit zurück zum „Patrouillenritt“: Die Strophen 23 und 24 steigern allerdings das Geborgenheitsgefühl des Reiters bis an die Glaubwürdigkeitsgrenze. Denn das Erlebnis vollzieht sich nun fast in einer den Krieg entproblematisierenden Traumwelt:

„Überströmend tränkte mich die Quelle,
Die aus nie erschöpfter Tiefe rann.
– In der Deckung einer Bodenwelle
Hielt ich endlich meine Stute an.

Weißer Schaum stob flockig von den
Zäumen.
Rings die Welt war mittagsschwül
verstummt.
Und es war wie Täuschung, war wie
Träumen,
Daß noch eben Kugeln mich
umsummt.“

Wo der Autor wie Kleists „Prinz von Homburg“ kaum noch Wirklichkeit und Traum unterscheidet, droht die Szenerie als historisches Geschehnis zu verschwimmen. So liegt die Frage nahe, ob es sich überhaupt noch um ein Kriegsgedicht handelt und nicht eher um einen quasi kosmologischen Text. Gegenstand wäre dann das pralle Leben unter Einbezug von Angst, Gefahr und Verlust, die jedoch in einem sinnvollen Ganzen verwoben sind. In diesem wie dem ursprünglichen Deutungsrahmen bleibt als Kernaussage, dass der Einzelne durch die mutig bestandene Ausnahme-situation eine gewaltige Daseinserhöhung erfährt. Insofern feiert der Autor Gefahr, Tapferkeit und männliche Bewährung in ideeller Nachbarschaft zu Ernst Jüngers „Das abenteuerliche Herz“, wenn er auch nicht zu dessen in der Weimarer Republik getroffenen politischen Folgerungen gelangt.

Für den gegenwärtigen pazifistischen Zeitgeist stellt sich daher die Standardfrage: Ja, darf denn Bergengruen das? Darf er, ungeachtet von Massensterben und -leid, ein andersartiges Individualerlebnis besingen?

Darf er es zudem in einer Veröffentlichung 1936 in unmittelbarem zeitlichem Zusammenhang zur gerade wieder eingeführten Wehrpflicht? Darf er es gar noch 1946 in der Neuauflage des Bands, als alles Militärische noch stärker unter Rechtfertigungsdruck stand? Und wie legitimiert sich, dass Bergengruen in privaten Aufzeichnungen noch 1944 schrieb: „So weit ich, meinen Jahren gemäß, auch über die Lebensformen einer jugendlich abenteuernden Aktivität hinausgewachsen bin, das Menschenbild des Soldaten, des Reiters, des Jägers, Studenten und Vagabunden wird mir immer nahe bleiben als der reinsten Ausdruck der [...] Morgenfrische und der unerschrockenen Bereitschaft zur Konfrontation mit dem Schicksal.“

II. Interpretation

Nähern wir uns unaufgeregt der Wertungsfrage, wobei folgende skizzenhafte Erörterungen natürlich nur Schlaglichter auf das Thema werfen. Zunächst einmal ist Kunst, die ihren Namen verdient, generell keineswegs harmlos oder eindimensional nützlich. Ihre Aussage erschöpft sich auch nicht in gesellschaftspolitischen Opportunitäten oder Wünschbarkeiten. Sonst wäre sie „gut



Foto: akg-images

Werner Bergengruen in einer Aufnahme, die wahrscheinlich aus dem Jahr 1936 stammt.

gemeint(e)“ Tendenzliteratur, wie Gottfried Benn spottete, also ihr „Gegenteil“. Autonome Kunst geht nicht auf in ihren Zwecken, erfüllt nicht nur Ansprüche der Sittlichkeit, und seien diese fraglos berechtigt. Sie entfaltet sich erst im Spannungsfeld von Wahrheit, Schönheit und Ethik.

„Wahrheit“ respektive „Realismus“ heißt aber nicht nur, Krieg als schrecklich, sinnlos wie grausam zu zeichnen und nichtpazifistische Schilderungen als verlogen oder unkritisch zu denunzieren. Das alles mag nicht selten der Fall sein. Doch stellt sich Krieg, je nach Perspektive, konkretem Erleben und persönlichem Temperament, nicht für alle Teilnehmer gleichermaßen so dar, vor allem nicht ausschließlich. Auch hat Realismus nicht nur eine objektive Komponente. Wohlverstanden respektiert er vielmehr subjektive Eindrücke einzelner, sofern sie plausibel vermittelt werden.

Wer also um der volkspädagogischen Wirkung willen auf moralische Ausrichtung der Geschichte(n) beharrt, verletzt elementare künstlerische Freiräume, verpflichtet Schriftsteller auf politische Direktiven, zwingt sie in ihren Werken zu vorbildlichen Handlungen oder gesäuberten Wunschbiographien. Kurz: Er verwechselt im konkreten Fall Weltkriegs-Dichtung mit Friedenserziehung – zwei zuweilen benachbarte, aber gewiss nicht deckungsgleiche Projekte.

Die erwartbare Folge heißt Niveauperlust, exemplarisch zu beobachten an der Gegenwartsliteratur, sofern sie ihr Interesse auf „finstere Epochen“ verlagert und dabei meist vorgegebenen Normen folgt, die Eintönigkeit und Sterilität bedingen. Als Martin Walser in „Ein springender Brunnen“ einmal seine Jugend im Dritten Reich ohne die gängigen Buß- und Warnrituale erzählen wollte, hatte er sofort die Meute des

Feuilletons auf seiner Spur. Es war ein lehrreiches Spektakel.

Denn auch die Verfügungsmacht über das Erleben von Gestern will ständig behauptet sein. Und nicht nur in totalitären Gesellschaften bemühen sich die Funktionsebenen zunehmend, sich ihrer zu bedienen und sie (rigoros) zu steuern. Momentan tendieren unsere führenden Kritiker zum „Demokratischen“ oder „Humanitären Realismus“.

In dieser Lage beharrte Bergengruen darauf, die eigenen Erlebnisse authentisch darzubieten und nicht emanzipationskompatibel stilisieren zu müssen. Es war schließlich seine Geschichte: wenn auch die eines relativ Privilegierten, unverletzt Gebliebenen, dem im Osten das industrielle Töten der Materialschlachten à la Flandern, Verdun und Somme weitgehend erspart blieb. Insofern waren seine Erlebnisse von eingeschränkter, aber nicht aufgehobener Repräsentativität. Denn den Krieg schlechthin bzw. einen entsprechenden Realismus gibt es nicht. Und auch persönliche Eindrücke lassen sich nicht einfach normieren. Dies verdeutlicht Bergengruens (nur scheinbar unspektakulärer) Gedichtanfang, der seinen Standpunkt innerhalb einer kontroversen Moraldiskussion markiert: „Jenen Morgen mag ich nicht vergessen“.

Der Autor sieht keinen Anlass dazu und braucht gewiss keinen Vorwurf zu fürchten, mit einem Kriegsgedicht 1936 Konjunkturschreiberei betrieben zu haben. Hatte er doch soeben seinen Schlüsselroman „Der Großtyrann“ und das Gericht“ publiziert und mit ihm, für viele verständlich, seine regimiekritische Haltung fixiert. Er war gerade jetzt zum Katholizismus konvertiert und setzte damit, zumindest im Bekanntenkreis, ein Zeichen. Er dachte nicht in Kategorien modischer Anpassung und änderte



Foto: ak-images

Rund um das Jahr 1950 wurde dieses Foto vom Schriftsteller gemacht.

seine Wertentscheidung auch dann nicht, wenn er Missverständnisse durch aktuelle Politisierung befürchten musste. Er war als Autorentyp eigentlich in jeder Phase seines Lebens unangepasst und unzeitgemäß.

Indem ich diese Haltung ausdrücklich verteidige, rede ich gleichwohl keiner uferlosen Lizenz für Amoralisches oder sozialfeindliche Exzentrik das Wort, die vornehmlich des Effekts und

Eine wirklich gelungene Kriegsdarstellung schadet übrigens weniger als befürchtet, weil gute Literatur eben prinzipiell offen ist.

der bloßen Entäußerung willen erfolgt. Auch sehe ich Autoren nicht gänzlich außerhalb der Verantwortung für jegliche Wirkung ihrer Texte, wo sie etwa werbend Lebensentwürfe präsentieren, die etwas Verrucht-Verführerisches enthalten. Dass dies für Bergengruen so nicht gilt, sei vorab versichert. Andererseits müssen Moral und Sozialprävention nicht knüppeldick unkünstlerisch serviert werden.

Damit zum Kriterium der Schönheit, ein Begriff, der sich bei Weltkriegstexten fast zu verbieten scheint. Programmiert ist der Konflikt mit Moral und Realismus, wo ein Autor ästhetisch ordnend eingreift, Sinn verleiht, wo andere nur eine absurde Folge von blutigem Chaos wahrnehmen. In der Tat, Bergengruen schafft poetisch Sinn, ordnet durch Symbole, stiftet per Metaphern Zusammenhänge zwischen realer und phantastisch-dämonischer Welt. Natürlich poetisiert er Sachverhalte, die durch

gelungene Form zumindest in Teilen harmonisiert werden. Und eines gilt ganz gewiss: Schönheit darf nicht erkaufte werden durch Euphemismus, Verzuckerung, Lüge.

Andererseits bleibt dem Autor das Recht, sein wie immer verlaufendes eigenes Leben als schön zu empfinden und Erinnerungen entsprechend zu gestalten. Er muss keiner allgemeinen Präventionsdidaktik folgen. Seine Tätigkeit braucht sich nicht in Kriegsprophylaxe zu erschöpfen, in Mustern à la Remarque respektive dessen Opfer-Perspektive. Dies umso mehr, als derartige politische Ansprüche stets stiegen und sich selbst mit der Ästhetik von „Im Westen nichts Neues“ zwischen Latrine und Lazarett noch nicht zufriedengaben. Denn zu Beginn der 1930er verfiel auch dieser Roman (nach nationalistischen Attacken) linksradikaler Kritik, die alles traf, was nicht Klassenkampf propagierte oder unmittelbar der Kriegsächtung diente.

Wer so defensiv Wirkungen zu kontrollieren sucht, wird konsequenterweise jeder Formanstrengung misstrauen, jeder sprachlichen Ziselierung. Er landet bei der Psychologie oder Soziologie des engagierten Holzschnitts oder wird Texte verlangen, die sich in dokumentierten Todeslisten, Kriegsgewinner- und Versehrten-Statistiken sowie der endlosen Reproduktion des blutigen Stumpfsinns erschöpfen und dabei vor allem eins sind: langweilig und unattraktiv.

Doch abermals zur Frage: Darf man Krieg als Abenteuer schildern? Solche Fragen stellen meist Leute, die ihren Kindern die Cowboypistole verbieten wollen. Was hier verwechselt wird, ist eine wünschbare Haltung, die aus Großkatastrophen Schlüsse zieht, und dem hilflosen Modellieren an menschlichen Neigungen, zu denen gewiss auch

gehört, Gefahr als attraktive Herausforderung zu begreifen.

Für sie sind Kriegsfilm nur dann toterlabel, wenn sie zu „Antikriegsfilm“ umetikettiert wurden, was gegenwärtig die leicht durchschaubare Regel ist. Im Übrigen spricht die geradezu exzessive Horrorwelle in Literatur und Film nicht eben dafür, dass Abenteuer- und verwandte Effekte in unserem so human definierten Zeitalter zunehmend verschwinden. Sie werden nur verlagert oder anders kostümiert wie die Kriege, die aktuell nicht beerdigt, sondern getarnt als Friedens- oder Menschenrechts-Missionen lustig weitergeführt werden.

Eine wirklich gelungene Kriegsdarstellung schadet übrigens weniger als befürchtet, weil gute Literatur eben prinzipiell offen ist. Und natürlich darf man solche Schilderungen, wenn sich die Rezeption nicht darauf beschränkt, auch als Abenteuer lesen. Denn Krieg war (und ist) in Teilen gewiss Abenteuer. Zumindest wurde er 1914 von bemerkenswert vielen Europäern so empfunden: als „großer Urlaub“ von der Zivilisation, die – wie Freud diagnostizierte – „Unbehagen“ bereitet hatte. Bergengruens „Patrouillenritt“ hilft uns beispielhaft, solche Stimmung zu begreifen. Und das war, ungeachtet möglicher schädlicher Wirkungen, schon immer eine der Grundfunktionen von Literatur.

Das Spannungsfeld zwischen literarischer Freiheit und sozialer Gefahrenabwehr sollte nicht von vorneherein zugunsten der letzteren begrenzt werden. Vornehmlich dem mündigen Leser steht von Fall zu Fall die Entscheidung zu. Für den Frieden wirbt nicht, wer Massenstimmungen oder Tugenden wie Mut, Kameradschaftlichkeit, Standhaftigkeit und dergleichen leugnet oder sich einem identifikatorischen Nachvollzug des Auslebens von Ausnahme-situationen verweigert. Die Realität zu amputieren, weil man sie fürchtet, trägt nicht als künstlerische Lösung. Wirkliche Aufklärung nimmt diese Befindlichkeiten ernst, zeigt aber zugleich die Kehrseite solcher persönlichen Bewährung.

Soweit zum Grundsätzlichen. Damit zurück zu Bergengruens Gedicht, genauer: zur letzten, einzig noch ungedeuteten Strophe 25, die mir fast als die wichtigste der ganzen Ballade erscheint:

„Herbstgesträuche standen rot in
Flammen,
Eine wilde Taube gurrte fern.
Sieben Pferde fanden sich zusammen,
Nur ein Sattel hatte keinen Herrn.“

Ästhetisch gewertet, handelt es sich um eine äußerst effektvolle Bilanz. Mit einem einzigen, dem letzten Vers setzt der Autor den Kontrapunkt zum bisherigen 24-strophigen Psychogramm eines debütierenden Kriegers. In (scheinbar wertungsloser) Lakonie, die den besten zeitgenössischen US-Stories abgelauscht scheint, wird erhellt, dass sich Krieg keineswegs auf solipsistisch gefeierte Entwicklungserlebnisse reduzieren lässt.

Vom realistischen Standpunkt aus wird damit eine Quasi-Idylle abenteuerlicher Romantik schlagartig aufgelöst. Eine fast illegitime poetische Entrückung in eine Traumwelt wird dekonstruiert wie die Glückszahl sieben, die sich in diesem Fall als trügerisch erwies. Die Schlusspointe weckt auch uns Leser, die wir buchstäblich wieder geerdet werden, zu erneuter Beschäftigung mit der Kriegsproblematik.

Schließlich der ethische Aspekt: „Nur ein Sattel hatte keinen Herrn“ mahnt wie das lateinische „Et semper respice finem“. Mit diesem zugespitzten *Memento mori* allein wird aus dem „Patrouillenritt“ zwar noch kein pazifistisches Gedicht. Aber es eröffnet ein dialektisches Spiel mit dem langen Vortext, in dem lediglich eine Seite der Kriegsmedaille beleuchtet war. Nun wird auch die andere gezeigt, schockhaft, phrasenlos und damit gewiss viel eindringlicher, als ein pädagogischer Zeigefinger es vermocht hätte. □



Prof. Dr. Hans Maier (re.) tauschte sich mit Prof. Dr. Peter Steinbach aus. Beide konnten in ihrem Gespräch aus profundem Wissen zu Werner Bergengruen schöpfen.

Innerlich emigriert: Werner Bergengruen (1892-1964) und Reinhold Schneider (1903-1958)

Peter Steinbach

I. „Der Dichter ist in seinem tiefsten Wesen nach ja ohne Haus“

Am Beginn meiner Überlegungen stehen die tröstenden Worte, die Reinhold Schneider auf die Nachricht von der Zerstörung von Bergengruens Münchner Haus nach einer der frühen Bombenangriffe auf München an seinen Geistesverwandten und Freund Werner Bergengruen richtete: „Der Dichter ist in seinem tiefsten Wesen nach ja ohne Haus.“ Schneider beschreibt hier das Grundgefühl des in seiner Zeit verharrenden, sich nicht den Zeitströmungen ausliefernden Schriftstellers, er deutet den Verlust des Hauses als Ausdruck der Vereinsamung und Schutzlosigkeit, die er als Kennzeichen der Zeit und Umstand seiner schriftstellerischen Existenz empfand. In der Tat drückte sich in wenigen metaphorischen Worten das Wesen der Entheimatung und Enthausung aus, die beide erfahren hatten und verarbeiteten mussten.

Wenige Jahre nach dem Untergang des NS-Regimes wurde diese Vereinsamung in einem Begriff gefasst, der vorher unbekannt war: „Innere Emigration“. Innerhalb weniger Monate wurde er in der kämpferischen Auseinandersetzung um die Bedeutung des Exils und den Wert der im Innern des Reiches entstandenen Literatur zum Schlagwort, das im Laufe der folgenden Jahrzehnte und vor allem im Zusammenhang mit einer aufblühenden Exilforschung inhaltlich gefüllt wurde.

Der Begriff der „inneren Emigration“ zielte auf ein Lebensgefühl: fremd zu sein unter Zeitgenossen, allein zu sein unter Verblendeten, ausgeliefert zu sein den Mächtigen und zugleich unverstanden zu bleiben von denen, die sich nach 1933 zur Emigration entschlossen hatten – dies sind Kennzeichen einer inneren Emigration, die vor 1945 nicht einmal das Gefühl einer Gemeinsamkeit mit den zahlreichen Gleichgesinnten entwickeln konnte, die wenige Monate nach der Befreiung von der nationalsozialistischen Herrschaft die „große Kontroverse“, wie man bald sagte, zwischen Thomas Mann und seinen Gegnern aus ihren Systemischen hervorgehoben hatte.

Schneider und Bergengruen beanspruchten für sich nicht den Status des „inneren Emigranten“. Sie blieben auch nach 1945 trotz ihrer Ehrungen und Auflagen weiterhin einsam, trotz aller äußeren Anerkennungserfolge. Sie hatten nach 1933 bald verspürt, was Einsamkeit in einer verblendeten, todesbereiten, folglosen und angepassten Gesellschaft bedeutete, welche Kraft sie abverlangte, welche Aussichtslosigkeit tagtäglich zu bewältigen war. Erst seit der Mitte der 1940er Jahre war ein Ende der Unterdrückung und moralischen Katastrophe absehbar, ein herbeigesehntes und zugleich gefürchtetes Ende, das Befreiung und zugleich Ungewissheit als Folge einer politischen, militärischen und vor allem moralischen Niederlage bedeutete. Denn die Verbrechen aus Rassenwahn und rassistischer Überlegenheit waren ihnen so wenig verborgen geblieben wie die Ziele einer verbrecherischen, schuldigmachenden Kriegführung.



Prof. Dr. Peter Steinbach, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Mannheim

II. Die Ausgangsfrage

„Lässt sich ein Leben – und wenn überhaupt, welches ein Leben? – im Unrechtsstaat führen?“ Diese Frage, abgeleitet aus Adornos „Minima Moralia“ (Nr. 18), beschäftigt, je weiter wir uns vom alltäglichen Leben im NS-Staat und anderen Diktatoren entfernen und uns auf die Verbrechen des Regimes konzentrieren, in zunehmendem Maße und entschiedener eine Öffentlichkeit, deren Geschichtsbild vor allem medial geprägt wird. Adorno hat die Frage verneint. Deshalb muss jedoch seine Haltung nicht als die einzig Mögliche gelten.

Denn der Blick auf die hier ins Zentrum unserer Beschäftigung gerückten und miteinander tief befreundeten Schriftsteller Reinhold Schneider und Werner Bergengruen zeigt, dass sich sehr wohl ein richtiges Leben im Falschen führen lässt. Ihre Existenz als Schriftsteller führt jedoch zu mehr als nur zu einer Beantwortung dieser Frage. Denn sie Auseinandersetzung mit Selbstbewahrung und Selbstbehauptung in einer keineswegs „heilen Welt“, sondern stets gefährdeten und das Leben der Menschen gefährdenden Welt, ist nicht nur wichtig für die historisch-politische Bildung, die religiöse Verortung und die ethisch-moralische Erziehung, sondern beeinflusst immer wieder alle Auseinandersetzungen über die Zeitgeschichte, die Verantwortung des Individuums für Fehlentwicklungen und staatlicherseits verfügte Übergriffe und Verbrechen, über menschliches Versagen und persönliche Bewährung. Sie entfaltet so eine geschichtspolitische und politisch-pädagogische Wirkung, die sich mit der Möglichkeit überschneidet, „in der Wahrheit zu leben“ (Vaclav Havel).

Immer neue Debatten über zeitgeschichtliche Schuld und Verstrickung lenken oftmals den Blick von jenen ab, die mitten im falschen Leben standen und sich dort nicht nur behaupteten,

sondern sich innerhalb eines Unrechtssystems zu bewähren hatten. Im Unterschied zu vielen ihrer Zeitgenossen waren Schneider und Bergengruen, denen andere Schriftsteller wie Jochen Klepper, Elisabeth Langgässer oder Hermann Kasack an die Seite gestellt werden können, weder geleitet durch Anpassungsdruck und Furcht noch durch Karriereerwartungen oder auch Gleichgültigkeit – statt dessen entfalteten sie angesichts der Wirklichkeit eines Unrechtsstaates wie des NS-Systems eine innere Kraft, die ihnen erlaubte, sich vom nationalsozialistischen System und seinen aggressiv propagierten Werten zu distanzieren.

Gerade weil sie sich den Sogströmungen ihrer Zeit, ihren Schlagworten und so dominant propagierten Vorbildern, den Zielen von Rassenkampf und Krieg im Unterschied zu vielen anderen Folgebereiten zu entziehen vermochten, stellt sich die Frage, auf welche eigenen Traditionen und Wertvorstellungen sie ihr Verhalten gründeten, worauf sie bauen konnten, als sie sich in ihren Gedichten und Reflexionen, in Briefen und Gesprächen auf alternative Werte bezogen und so gegenüber den Vertretern des NS-Staates deren Anspruch auf weltanschauliche Führung und Gleichschaltung streitig machten. Sie beharrten auf ihrer ganz individuellen und in den Augen des Regimes nicht nur anstößigen, sondern kriminalisierten alternativen Wertstruktur, auf eine innere Stimme, das Gewissen, eine Berufungsinstanz, der zu folgen keineswegs risikolos war.

Es ist erstaunlich, dass trotz der Wertschätzung von Auflehnung, Nonkonformität, Widerständigkeit die beiden landläufig als christliche Dichter geltenden Reinhold Schneider und Werner Bergengruen so rasch nach ihrem Tode dem weitgehenden Vergessen anheimfielen. Das hängt zum einen mit dem Wandel des Publikumsgeschmacks, zum anderen aber auch mit einer bewusst herbeigeführten Abwendung zusammen, die bereits vor ihrem Tod von Zeitgenossen und von Literaturkritikern vorbereitet wurde. Hinzu kam ein Wertewandel, der christliche Inhalte, Bezüge und Symbole kaum noch zu entziffern wusste.

III. Tradition versus Neuorientierung

Im Folgenden sollen einige Wege und Leistungen, Anstöße und Nachwirkungen der beiden wohl in den fünfziger Jahren meistgelesenen Schriftsteller skizziert werden. Dabei sei nicht nur ein Blick auf die beiden Protagonisten geworfen, sondern auch versucht, ihre Wirkung auf andere, sich ihnen öffnende Zeitgenossen anzudeuten, die ihre Texte lasen, sie mit sich führten und zitierten. So sei auszuloten versucht, was sie uns heute bedeuten können.

Denn ich bin davon überzeugt, dass beide als Widerstehende und alternative Denker auch weiterhin inhaltlich-substantiell wichtig bleiben, wenngleich ich als Historiker natürlich einen anderen Zugang zu literarischen Quellen habe als der Kunstkritiker: Dichtungen spiegeln doch aber auch Welt- und Zeitzugang, spiegeln Weltansicht und Weltverständnis, ermöglichen die Einschätzung von handlungsbestimmenden Normen weit über ästhetische Kriterien hinaus. Dichtungen erschließen Horizonte vergangener Zeiten und Lebenswelten. Bezogen auf die Widerstandsbefähigung helfen Dichtungen zu begreifen, was aus der Zurückweisung eines ideologischen weltanschaulichen Führungsanspruchs folgen konnte: Die Behauptung des Individuums gegenüber kollektiven Erwartungen und Zwängen, einer geforderten Folgebereitschaft oder gar moralischen Unterwerfung.

Zu diesen konsequent den Horizonten ihrer Zeit mit Anpassung, Folgebereitschaft und weltanschaulicher Unterwerfung ausbrechenden Schriftstellern gehörten ohne Zweifel Reinhold Schneider und der zehn Jahre ältere Werner Bergengruen. Sie sind deshalb historisch so bemerkenswert, weil sie im Unterschied zu anderen, denen man sie beigesellen kann, niemals an ihrer eigenen Überzeugung irre wurden, sondern weiterhin ihrem Kompass und ihrer Überzeugung folgten und sich nicht einmal partiell auf das Regime einließen, obwohl sie im Grunde ihres Herzens nach herkömmlicher Einteilung auch politisch-kulturell zu den konservativ-christlichen Schriftstellern ihrer Zeit zu zählen sind.

Schneider und Bergengruen wollten, wie sie später betont haben, sich selbst und ihren Lesern durch ihre Dichtungen eine Möglichkeit eröffnen, angesichts totalitärer Versuchungen und moralischer Herausforderungen zu bestehen: Es galt, „die tiefste Not dieser Zeit (zu) erfahren und (zu) überwinden, damit Andere die Überwindung von Ihnen lernen“ (Schneider an Bergengruen, 24.9.1942). Als Schriftsteller und Dichter wollten sie anderen helfen, nicht ihre Orientierung in den Sogströmungen des zwangskonformistisch-totalitären Zeitalters zu verlieren, sie davor bewahren, in Furcht und Angst unterzugehen weil sie angesichts totaler Macht und vielfältiger Methoden der Verblendung und Unterdrückung ihre ethischen Koordinaten verloren.

Wer sich auf Reinhold Schneider und Werner Bergengruen konzentriert, muss sich ihrer damaligen und eigentlich lebenslangen Auseinandersetzung mit ihrer gegenwärtigen, für uns aber längst vergangenen Wirklichkeit öffnen. Die muss der heutige Leser erkennen und sich erschließen, die muss aber auch etwas in ihm anstoßen. Das bedeutet etwa, für die Zeit vor 1945 auch die

Hinzu kam ein Wertewandel, der christliche Inhalte, Bezüge und Symbole kaum noch zu entziffern wusste.

Neu-Angepassten in den Blick zu nehmen, die sich wie die Gruppe 47 die Bedingungen ihres Schreibens und schriftstellerischen Erfolgs organisierten und in gleichem Zug die Umstände des Verdängens und Vergessens gestalteten. Von dieser Kahlschlag-Literatur haben sich Schneider und Bergengruen ab, nicht weil sie die „heile Welt“ beschworen, sondern sie viel zu traditionsverhaftet waren, um die Bedingungen ihrer Selbstbehauptung in der nationalsozialistischen Zeit leicht hin zu negieren. Sie brauchten die Wende nicht, weil sich ihre Tradition bewährt hatte.

Insofern unterschieden sich Schneider und Bergengruen von denen, die gerade wegen ihres Lebens im Falschen, etwa als „Kriegsberichterstatter“ eine radikale Neuorientierung propagierten. Auch in den Nachkriegsverhältnissen zeigten sie die Kraft zur Dissidenz und Nonkonformität und machten so eine Verhaltensmöglichkeit deutlich, die den neuen Verhältnissen mit Zurückhaltung, Skepsis und Vorsicht, keinesfalls als zynisch begegneten. Das bedeutet für die Zeit nach 1950, zu akzeptieren, dass diese Haltung eines Lebens im Gegensatz und Widerspruch eine Fortsetzung haben konnte, ja musste. Wer sich also mit Schneider und Bergengruen beschäftigt, muss eine besondere Bereitschaft zum intertemporalen und emphatischen Transfer entwickeln, muss die Sensibilität für Vergleiche, für Analogien, auch für Aporien entwickeln, muss die Suche der Schrift-

steller nach Alternativen zur Anpassung, zum Mainstream verstehen, sie geradezu nachempfinden können.

Bergengruen hatte wie Schneider die Absicht, die Wirklichkeit symbolisch und zuweilen sogar mystisch zu spiegeln und zu überhöhen. Ihm verdanken wir zwei Romane, die die Lebensverhältnisse im NS-Staat reflektieren, obwohl sie vor Hitlers Regierungsübernahme konzipiert wurden. Aber sie trafen den Nerv ihrer Zeit bei jenen, die sich nicht auf diese Zeit einlassen wollten. Dazu hat sich Bergengruen später bekannt, als er schrieb, die deutsche Realität hätte sich „immer unheimlicher“ seiner Roman-Konzeption „Im Himmel wie auf Erden“ angenähert. Ging es Schneider um die Konfrontation menschlicher „Unmacht“ mit der Stärke des Glaubens, so nahm auch Bergengruen einen Auftrag an, der symptomatisch für seine Sicht von der stärkenden Kraft des Menschen war. Es war geprägt durch Angst und Furcht – sein Auftrag war es, Angst zu überwinden, Furcht zu besiegen. Die Parallelität der Erscheinungen aus dem frühen 16. Jahrhundert und des 20. Jahrhunderts konnten die Augen öffnen. Die Überwindung der Angst, die Besiegung der Furcht mündeten allerdings nicht in einen Heroismus, sondern in die Anerkennung des Schicksals, in die Kraft des Ertragens.

IV. Gerechtfertigte Selbstbehauptungen

Wir sind inzwischen etwas genauer über das Leseverhalten der Regimegegner informiert, um bezweifeln zu können, dass diese Texte eine Funktion nicht nur für den Schriftsteller, sondern

Ihm verdanken wir zwei Romane, die die Lebensverhältnisse im NS-Staat reflektieren, obwohl sie vor Hitlers Regierungsübernahme konzipiert wurden.

auch für die Leser hatten. Die Dichtungen sind deshalb Zeugnisse einer Selbstbehauptung der Schriftsteller, auch der Hilfe zur Daseinsbewältigung und Orientierung der Leser. Manche Schriftsteller



Foto: akg-images

Werner Bergengruen war in der Nachkriegszeit ein viel beachteter Schriftsteller. Diese Aufnahme aus dem Jahr 1959 zeigt ihn auf einer Lesung in West-Berlin.

bezahlten ihre Selbstbehauptung und Beharrung im Lande, wie Klepper, mit dem Leben.

Andere rechtfertigten später, wie Schneider, ihr Bleiben im Lande: „Ich kann nur leben mit meinem Volke; ich möchte und muss seinen Weg mitgehen Schritt für Schritt; so hoch ich diejenigen achte, die aus Gesinnung emigrierten, so habe ich doch nie daran gedacht, Deutschland zu verlassen; es hat sich auch ergeben, dass eine geistige Einwirkung auf ein der Diktatur unterworfenenes

Land von außen kaum möglich ist.“ So schrieb Schneider zehn Jahre nach Kriegsende in „Verhüllter Tag“ (1954). Natürlich lassen sich Texte wie „Las Casas vor Karl V.“ oder „Der Großtyrann und das Gericht“, die Preußenromane von Schneider, Klepper und Bergengruen, als Zeitkritik der Schriftsteller lesen, die in der Konsolidierungsphase des NS-Staates mit Fragen der Macht konfrontiert worden waren.

In der Tat hatte sich Schneider nicht nur vor, sondern auch nach 1945 von den Sogströmungen des Massengeschmacks und des Zeitgefühls absetzen können. Er hatte nach 1933 mit keiner Zeile den Nationalsozialisten gehuldigt, sondern die geschichtliche Reflexion genutzt, um die Verwerfungen aktueller Politik und der humanen Orientierung zu benennen. Vor 1945 hatte er sich in kritischer Distanz zum Regime eingerichtet und dies vor allem in seinen Gedichten ausgedrückt. Nach 1945 war er nicht in die Haltung des Richtenden, sondern des selbstkritisch sein Verhalten Reflektierenden gefallen. Er hatte sich allerdings nach 1945 nicht den Besatzungsmächten angedient, keine Ansprüche aus seiner Distanzierung von den Nationalsozialisten abgeleitet und nicht einmal für sich beansprucht, als Repräsentant einer inneren Emigration anerkannt zu werden.

Deshalb beteiligten sich weder Schneider noch Bergengruen an der „großen Kontroverse“ über den Wert der deutschen Literatur, die im Exil oder auf Reichsgebiet entstanden war. Manche erwarteten von beiden ein klärendes Wort. Es blieb zum Erstaunen derjenigen aus, die wussten, dass beide wie kaum andere ein Recht dazu gehabt hätten, sich zum Wortführer der „inneren Emigration“ zu machen. Schneider übernahm seine Maßstäbe sowohl vor als auch nach 1945 nicht von den jeweils Mächtigen und beharrte auf seiner

Erfahrung, dass die Berührung mit politisch-irdischer Macht stets schuldig werden ließe. Deshalb hatte er sich auch nicht zum Wortführer einer nicht nur politischen, sondern auch künstlerischen „Restauration“ gemacht, vor der

Vor 1945 hatte sich Reinhold Schneider in kritischer Distanz zum Regime eingerichtet und dies vor allem in seinen Gedichten ausgedrückt.

manche Intellektuelle – unter ihnen Walter Dirks – gewarnt hatten und die manche als Grundtendenz der frühen Bundesrepublik ausmachten. Er blieb Einzelgänger, anerkannt zwar, vor allem von Bergengruen, aber bis an sein Ende umstritten und deshalb herausfordernd. Er machte deutlich, dass der Mensch nicht immer seiner Zeit ähnlicher war als seinem Vater, vor allem aber, dass sich ein richtiges Leben im falschen führen lässt. So widerlegte er Adorno, der entscheidend zur Diskreditierung beider Schriftsteller als angebliche Apologeten einer „heilen Welt“ diskreditiert hat. Diese Welt war keine Verharmlosung des Schreckens, sondern die Voraussetzung für das Überleben im Falschen – in Anstand. □



Briefe und Original-Manuskripte von Bergengruen lagen zur Einsicht aus. Die Tagungsteilnehmer zeigten lebhaftes Interesse an den bisher nicht öffentlich ausgestellten Dokumenten.

Erinnerung an Werner Bergengruen

Albert von Schirnding

I. Ein NS-Querulant im Hause Schirnding

Am 15. Dezember 1941 schrieb Werner Bergengruen aus München an meine Mutter: „Ich freue mich sehr, am Freitag in Ihrem Hause vorzulesen.“ Der Autor war 1937 aus der „Reichsschrifttumskammer“ ausgeschlossen, sein 1940 mit Sondergenehmigung erschienener Roman „Am Himmel wie auf Erden“ ein knappes Jahr später verboten worden. Private Vorlesungen waren das mündliche Pendant zur Verbreitung von Gedichten unerwünschter Autoren durch Schreibmaschinendurchschläge. Eugen Diesel, der Sohn des Erfinders und Freund der Eltern, hatte die Einladung vermittelt. Die Gesellschaft hatte sich drunten im getäfelten Esszimmer versammelt, das Konzert der Stimmen drang in mein Schlafzimmer herauf. Dann wurde es still, man hörte dem Dichter zu, der vorher an mein Bett gekommen war und mir Gute Nacht gesagt hatte.

Das Datum ist ein wichtiger Bestandteil meiner sehr irdischen Rechenkunst (Bergengruens Gedicht „Die himmlische Rechenkunst“ entstand um 1942), soweit sie sich auf die Haltung meiner Eltern zum Nationalsozialismus bezieht. Nach Stalingrad spätestens war es nichts Besonderes mehr, gegen das Regime zu sein, und ich hatte als Acht-, Neun-, Zehnjähriger oft Gelegenheit, den eindeutigen Antinazismus meiner Mutter mitzubekommen, ganz davon abgesehen, dass sie mit mir regelmäßig Schwarzsender hörte, worauf, wie sie mir eingeschärft hatte, Todesstrafe stand. Sie sehnte den Sieg der Alliierten herbei, ein Ende mit Schrecken statt des Schreckens ohne Ende, das ihr die totalitäre Herrschaft bedeutete – nicht weniger meinem Vater, der durch seinen Beruf verhindert war, bei uns auf dem Land zu wohnen, aber in allen wesentlichen Auffassungen und Einstellungen mit der Mutter vollkommen einig war.

Die Frage, die ich mir später stellte, galt dem Anfang ihres Dagegenseins. Und da war und ist mir die Tatsache, dass Bergengruen 1941, als Hitler noch immer militärische Triumphe feierte, in unserem Regensburger Hause las, ein wichtiges Indiz. Er musste durch Eugen Diesel wissen, dass er zu absolut verlässlichen Gleichgesinnten kam. Also erreichte ihre Ablehnung des NS schon Jahre zurück. Ich nehme an, dass dabei auch die ausgeprägte Katholizität beider Eltern eine immunisierende Rolle spielte. Auch Bergengruen galt als überzeugter Katholik; er war Konvertit. Ob ich mit meinen noch nicht sieben Jahren etwas von der katakombenhaften Atmosphäre der Zusammenkunft spürte, scheint mir zweifelhaft. Aber sie war da. Spätere Reflexion vermag auch Stimmungen zu rekonstruieren.

Mein Vater war 1932 Chef der fürstlichen Thurn- und Taxis'schen Gesamtverwaltung geworden – mit dem anachronistischen, immerhin an Goethes Stellung in Weimar erinnernden Titel „Dirigierender Geheimer Rat“. Das ging nicht ohne gewisse Zugeständnisse an die Machthaber ab. Literatur interessierte ihn kaum; ich weiß nicht, ob er je ein Buch von Bergengruen gelesen hat. Allenfalls den Roman „Der Großtyrann und das Gericht“, der sonderbarerweise 1941 im 60. Tausend erscheinen durfte. Bergengruen schickte ein Exemplar:



Albert von Schirnding, Autor, München

„Das erste Stück der neuen, mir selber überraschend gekommenen Auflage mit herzlichen Weihnachtswünschen. Dez. 1941. Dankbar an Regensburg zurückdenkend. W.B.“. Der Dichter teilte mit meinem Vater das Geburtsjahr und wurde am 16. September 1942 fünfzig Jahre alt. Sein Dank für die Glückwünsche sprach von einer „turbulenten Nachfeier“: Das Haus in München-Solln war bei einem der relativ seltenen Fliegerangriffe, die man zu jenem Zeitpunkt noch nicht allzu ernst nahm, zerstört worden. „Aber wir alle sind am Leben, unsere vielen Verletzungen waren nicht schwer.“ Hier machte sie die „himmlische Rechenkunst“ des um diese Zeit geschriebenen Gedichts geltend: „Jeder Schmerz entläßt dich reicher.“

II. Über die Jahre hinweg verbunden

Die Verbindung riss ab, um 1951 neu geknüpft zu werden. Meine Mutter hatte, beflügelt durch wieder passierbare Grenzen und knapp ausreichende Devisen, mit ihren beiden ältesten Kindern, ich war vor ein paar Tagen sechzehn geworden, eine Jugendfreundin in Cologny bei Genf besucht, Antoinette Bouvier, deren Mann die Genfer Universitätsbibliothek leitete und mir handschriftliche Briefe Rousseaus mit den bis zum äußersten Rand gezogenen Zeilen zeigte, untrügliches Symptom des Verfolgungswahns, an dem er litt. Unsere Rückfahrt wurde in Zürich unterbrochen um des Dichters willen, der inzwischen dort lebte. Er lud uns in ein teures Restaurant zum Abendessen ein, von dem mir als wichtigster Eindruck geblieben ist, wie achtungsvoll er sich mit meiner ein Jahr jüngeren Schwester und mir unterhielt, als wären wir ebenbürtige Gesprächspartner. Wenn er zu einer Lesung, was wiederholt geschah, nach Regensburg kam, jetzt von einer großen trostbedürftigen Gemeinde, derer er sich allerorten sicher sein konnte, freudig erwartet, rief er an, und ich durfte ihn aus dem Hotel „Grüner Kranz“ zum Tee bei uns abholen.

Als ich mich bei ihm und seiner Frau Charlotte, der die meisten seiner Bücher gewidmet waren, im März 1957 auf Gutglück meldete – wieder in Zürich, aber unter einer neuen Adresse,

„Beckhammer 33“; er zog offenbar mit einer gewissen Leidenschaft immer wieder um, bis ein Jahr später die Endstation, das selbsterbaute Haus in Baden-Baden, erreicht war –, wurde ich zum Mittagessen dabeigehalten. „War sie denn gnädig?“, fragte er; ich war am Nachmittag vorher von Katia Mann zum Tee empfangen worden. Im Herbst flog ich mit ihm, Clemens Podewils und Hans-Egon Holthusen nach Berlin (mein erster Flug, mein erstes Berlin), wo in der Akademie der Künste die am Abend vorher in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste zum Jahrestag des ungarischen Aufstands veranstaltete Lesung junger ungarischer Lyrik wiederholt wurde. In München hatten Bergengruen, Georg Britting, Otto von Taube, Georg von der Vring, Gertrud von le Fort und ich als einziges Nichtmitglied, aber als Mitwirkender im Kreis der Übersetzer gelesen. Allen Genannten war ich schon mehrfach begegnet, nur Gertrud von le Fort, deren in rotes Leder gebundene, mit kirchlichem Imprimitur versehene „Hymnen an die Kirche“ ich oft und oft mir selbst vordekklamiert hatte, seit sie an Weihnachten 1949 als Geschenk der Fürstin von Thurn und Taxis zu uns gefunden hatten – drei prachtvolle von der Kaiserlichen Hoheit gemalte, mit „Margit“ signierte Lilien schmückten das Vorsatzblatt, was für ein Treibstoff, diese Hymnen, für das Feuer der Liebe des Heranwachsenden zu seiner Kirche! nur diese Gertrud von le Fort also hatte ich noch nie leibhaftig vor Augen gehabt. Fast war ich enttäuscht, dass sie aufs Haar genauso aussah wie auf den Fotos der Verlagsprospekte. An der Wiederholung in Berlin nahm von den älteren Dichtern lediglich Bergengruen teil – er hatte ja lange genug in dieser Stadt gelebt und einen dicken Berlin-Roman geschrieben.

III. Streifzug durch Bergengruens Werk

„Am Himmel wie auf Erden“ war nach Storm und Stifter der erste Roman eines lebenden Autors gewesen, den sich der Fünfzehnjährige in zahllosen Nachtwachen einverleibt hatte – die Ringe unter den Augen, mit denen ich kurz vor acht meinen Schulweg ins nahegelegene Gymnasium antrat, waren die Folge dieser Lektüre und nicht etwa des geheimen Lasters, dem sie von den argwöhnischen Erwachsenen zugeschrieben wurden. Johann Carion, der Hofastrolog des Kurfürsten Joachim, blickte im Jahre 1524 zu Gestirnen auf, deren Konstellation einen demnächst bevorstehenden Weltuntergang ankündigte; der Himmel glich eher einem Abgrund als jenem Zelt, über dem von Schillers Gnaden ein lieber Vater wohnen musste, und das Wörtchen „wie“ in der Formel „Am Himmel wie auf Erden“ trug eine ungeheure Last.

Aber schließlich fanden die Menschen des Romans in die Bahn eines geordneten Lebens zurück, das dem meines eigenen Elternhauses glich, ich tauchte aus den Strudeln der Lektüre, noch einmal knapp gerettet, auf, und das Motto des Buches „Fürchtet euch nicht!“ bewahrte für einige Zeit die Bannkraft einer verbindlichen Botschaft. Dieses „Fürchtet euch nicht!“ zieht sich als appellatives Motto, auch wenn es nicht direkt ausgesprochen wird, durch zahlreiche Verse Werner Bergengruens. „Wandrer, heiße alle Ängste schweigen“, lautet die erste Zeile der letzten Strophe des Gedichts „Die vier Elemente“. Der Vokativ, der Imperativ sind charakteristisch. Bergengruens Lyrik ist nicht wie in so vielen anderen Fällen Monolog des Einsamen, dessen Pfad sich ins Gebüsch verliert („Aber abseits, wer ist's?“ heißt es in

Goethes „Harzreise“), sondern hat meistens ein Du im Blick; der Leser weiß sich angesprochen.

Viele Jahre später las ich Adornos in Bergengruens Todesjahr 1964 verfassten „Jargon der Eigentlichkeit“, der eine Abrechnung mit Heidegger war und Literatur nur am Rande heranzog. Doch ausgerechnet die Lyrik meines Dichters figurierte als eines der stärksten Symptome des beschriebenen Krankheitsbildes. Natürlich hatte Adorno sich nie für Bergengruen interessiert, ihn nie gelesen. Aber er hatte in Otto Friedrich Bollnows, eines Hauptvertreters des „Jargons“, 1956 erschienenem Buch „Neue Geborgenheit“ das Zitat einer Bergengruenstrophe gefunden, die den Abschluss seines Gedichtbandes „Die heile Welt“ von 1950 bildet: „Was aus Schmerzen kam, / war Vorübergang. / Und mein Ohr vernahm / nichts als Lobgesang.“ Adornos Kommentar lautete: „Der Band von Bergengruen ist nur ein paar Jahre jünger als die Zeit, da man Juden, die man nicht gründlich genug vergast hatte, lebend ins Feuer warf, wo sie das Bewußtsein wiederfanden und schrien.“ Mit dieser Bemerkung war nicht nur das Verdikt über Bergengruen gesprochen, sondern über das Positive in der Literatur überhaupt: „Im Lob der Positivität sind alle des Jargons Kundigen von Jaspers abwärts miteinander einig.“

Im Grunde war Adornos schneidende Kritik einer „positiven“ Literatur die Paraphrase und Anwendung seines aus dem Zusammenhang der Dialektik von Kultur und Barbarei gerissenen Diktums „nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch“. Im Licht dieses durch seinen hundertfach vervielfältigten Gebrauch billig gewordenen Spruches machte sich Bergengruen einer doppelten Sünde schuldig: Er bediente sich nicht nur der überlieferten Formen, die, wie Adornos Wort implizierte, Lüge waren angesichts einer Katastrophe, der kein Reim, kein Versmaß gewachsen waren, sondern verstieg sich auch zur Ungeheuerlichkeit einer lyrischen Theodizee: der preisenden Rechtfertigung einer Welt, in der es zu Ausschweifung und Hiroshima hatte kommen können. Doch abgesehen davon, dass der kostenlose Einsatz eines Wortes wie Auschwitz zur Erledigung unliebsamer Kunstprodukte noch viel problematischer ist als ein Gedicht, das ein persönliches Tedeum anstimmt, blieb dem Dichter als dem Zeitgenossen unermesslicher Verbrechen und Leiden nur die Wahl zwischen Ja und Nein, einem Nein, das den Widerspruch seines geformten Ausdrucks nicht abschütteln kann (ein Gedicht triumphiert *als Gedicht* auch über einen nihilistischen Inhalt; man denke nur an Platons „Ghasel“, seine Schlusszeile: „Denn jeder sucht ein All zu sein, und jeder ist im Grunde nichts.“), oder einem Ja, das sich der vernichtenden Glut des Feuerofens aussetzt, *in* dem, *aus* dem der Gesang der drei Jünglinge oder eben des in barbarischen Zeiten lebenden Dichters ertönt. Ja und Nein, Kosmodizee und Weltverwerfung, Lobgesang und Entsetzensklage rücken unter so extremen Bedingungen eng zusammen.

Bergengruen hat in zwei großen Zyklen versucht, die beträchtlichen Mittel seiner Kunst und die Bilder einer großen religiösen Überlieferung, der er sich eingefügt hatte, in den Dienst der Auseinandersetzung mit den Ungeheuerlichkeiten des Nationalsozialismus zu stellen: in dem 1937 in einem österreichischen Verlag anonym publizierten Zyklus „Der ewige Kaiser“ und in den siebzehn Gedichten, die unter dem Titel „Dies Irae“ im Dezember 1945 bei Kurt Desch in München erschienen. Das letzte große Stück dieser größtenteils im Sommer 1944 niedergeschriebenen

Dichtung ist an die „Völker der Erde“ gerichtet und stand in der ersten Nummer der „Süddeutschen Zeitung“ vom 6. Oktober 1945. Es mündet in das griechische Wort *Metanoie* aus der Predigt Johannes des Täufers, den Appell zur radikalen Sinnesänderung und Buße. Der Begriff der Kollektivschuld war hier auf alle Völker der Erde ausgeweitet: „Alle verklagt das gemeinsam Verrat'ne, gemeinsam Entweihte.“

Noch provozierender musste die Deutung der nationalen Katastrophe als stellvertretende Passion wirken: „Völker der Welt, die der Ordnung des Schöpfers entglitt, / Völker, wir litten für euch und für eure Verschuldungen mit. / Litten, behaust auf Europas uralter Schicksalsbühne, / litten stellvertretend für alle ein Leiden der Sühne.“ Aber diese Leiden waren nicht nur die der Millionen Kriegstoten, Ausgebombten und Flüchtlinge, sondern auch der in den Konzentrationslagern Gefolterten und Getöteten, also auch der ermordeten Juden. Es ging nicht um Minderung des unauslotbaren deutschen Schuldmaßes, sondern um den vielleicht unmöglichen Versuch einer religiösen, das hieß christlichen Sinndeutung des durch die Nazi-herrschaft verursachten Leidens.

IV. Bergengruen, die Politik und das Christentum

Da ich mich beizeiten, spätestens fünfzehnjährig, zum Dichter berufen fühlte, zugleich meine Kirche glühend liebte, waren diese Verse genau die Seelennahrung, auf die ich gewartet hatte. Dass Bergengruens Gedichte die ersten eigenen lyrischen Stolperschritte lenkten, versteht sich unter diesen Voraussetzungen von selbst. Ich war ihm – im Sinn des Wortes – hörig: von Zeile zu Zeile, von Reim zu Reim.

Hatte ich damit einen Vertreter der sogenannten Inneren Emigration, gar ihren ungekrönten König zu meinem Mentor erkoren? Ich erinnere mich nicht, dass er sich oder ich ihm diesem fragwürdigen Zirkel selbsternannter Helden zugeordnet hätte. Bergengruen

Ich war ihm – im Sinn des Wortes – hörig: von Zeile zu Zeile, von Reim zu Reim.

sprach einfach von den Nichtemigranten und einer nichtemigrierten deutschen Literatur. Da gab es dann die ganze Bandbreite zwischen Talent und Impotenz, Machtvergötzung und Todfeindschaft, Anpassung und Widerstand, zwischen Blunck und Kolbenheyer einerseits, Ricarda Huch und Reinhold Schneider andererseits. Ganz ohne Kompromisse ging es in keinem Fall, es sei denn, man wäre tatsächlich in eine „Innere Emigration“ gegangen, also verstummt und untergetaucht und hätte im Untergrund gegen das Regime gewirkt. Das war aber unter den Bedingungen der Nazidiktatur nahezu unmöglich. Ein Äußerstes an Gegnerschaft erfüllte sich in Gedichten, die unter der Hand in hektographierter Form verbreitet oder nur abgeschrieben und an nächste Freunde weitergegeben wurden.

Ich besitze noch ein solches Heft, das der spätere langjährige Präsident der bayerischen Schlösserverwaltung, der um den Wiederaufbau der Münchner Residenz hochverdiente Levin Gumpenberg unter dem Datum des 6.6.1943 meiner Mutter überließ, die er auch sonst mit katholischer Literatur versorgte; Theodor Haecker, aber auch französische Autoren spielten dabei eine Hauptrolle, namentlich Paul Claudels „Un Poete Regarde La Croix“ und natürlich sein von Hans Urs von Balthasar übersetzter „Seidener Schuh“.



Diese Postkarte, die im Original zu sehen war, hatte der Schriftsteller in den 50er Jahren aus der Schweiz an den Abiturienten Albert von Schirnding geschrieben.

Bergengruens Zyklus „Der ewige Kaiser“ war 1937 anonym in einem kleinen österreichischen Verlag erschienen, nicht einmal der Verleger kannte den Namen des Verfassers. Nach dem „Anschluß“ wurde das Buch von der Gestapo sogleich beschlagnahmt, der Dichter musste sich, wenn er nicht andere schwer gefährden wollte, zu seiner Autorschaft bekennen und dabei ein Höchstmaß an Verstellungskunst leisten, um nicht im KZ zu landen. „Am Himmel, wenn Gewölle und Dunst zerrannen, / steht groß das alte Licht. / Erblosen Todes sterben die Tyrannen. / Tribunen zeugen nicht.“

Als ich solche Strophen zu lesen, zu rezitieren und nachzuahmen begann, waren die Tyrannen und Tribunen verschwunden, hatten sich das Gericht von eigener oder fremder Hand „gewonnen“. Aber wo war das geduldige Dauernde, das diese Verse verbürgten? Der „ewige Kaiser“ erwachte allenfalls durch die Weckrufe von ein paar abendländisch gestimmten Gestrigen aus seinem Kyffhäuser-Schlaf zu flüchtigem Leben. Aber nicht nur die Geschichte, auch die Natur versagte sich den Gewissheiten und Tröstungen, die in den Gedichten Bergengruens gegen die zum Himmel schreienden Taten und Leiden der Gewaltherrschaft aufgebieten wurden. „Vögel kennen den Pfad, Gestirne wissen die Fährten, / Regen wässert den Grund. Immer erneut sich das Jahr. / Und die nämlichen Früchte, die sechs Jahrtausende nährten, / nähren auch uns. Des Stroms Spiegel blieb treu, wie er war.“ Heilsgewißheit entspringt dem lyrischen Ich aus der Erfahrung der Beständigkeit der Erde. „Was dich schreckte und scheuchte, vergiß. / Denn die Erde ist treu und gewiß. / Und du weißt dich vom Dunkel geliebt, / weil alles erneut sich begibt.“ Von dieser Strophe des Einleitungsgedichts zu dem Band „Die verborgene Frucht“ bis zu der Zeile „Noch nimmer will die Treu der Erde enden“ aus dem die letzte Lyriksammlung „Mit tausend Ranken“ eröffnenden

Gedicht reicht dieser *cantus firmus* – literarisches Trostmotiv von ehrwürdiger Überlieferung. Eng damit verbunden ist das Gefühl, dass wir, was immer auch geschehen mag, nicht aus der Welt fallen werden. Die „tausend Ranken“ sind Bergengruens Symbol für dieses Weltverhältnis.

Inzwischen hat die Natur sich in einem bis zu Bergengruens Zeiten unvorstellbaren Maß als verletzlich, ja zerstörbar erwiesen. Bleibt als Stabilitätsfaktor der christliche Glaube. Er spielt zweifellos eine zentrale Rolle im Werk des Dichters. Aber kein Dichter, der diesen Namen verdient, verdienen möchte, will nur Medium einer Wahrheit

sein, die jenseits seiner Sprache existiert. Als ein inhaltliches Element ist das Christliche in die Gedichte vollkommen eingeschmolzen, Teil eines Ganzen, das nicht bloßes Credo ist, sondern poetische Rechtfertigung der Zeit und der Welt, in der dieser Mann gelebt hat. Deswegen wurde mir die katholische Substanz der Bergengruenschen Dichtung auch dann nicht fremd, als mir wesentliche Inhalte meines Glaubens abhandeln kamen, zumal meine Liebe zur Kirche dadurch nicht erschüttert wurde.

Als zunehmend problematisch erschien mir dagegen, was Bergengruen in einer Aufzeichnung „die Empfindung des Gleichnischarakters“ nennt, „den



Albert von Schirnding, der Akademie auch in seiner Rolle als Gastgeber unserer Literaturabende sehr verbunden, im Gespräch mit dem Verlegerehepaar Helga und Kristof Wachinger.

ich in allen Erscheinungen und Geschehnissen auf Erden wahrzunehmen meine“ – eine fundamentale Voraussetzung metaphorischen Sprechens, das seine Lyrik in einer wohl nicht mehr fortsetzbaren Genealogie mit der Tradition verbindet. Das Untere reimt sich auf das Obere, die Eisblumen am Fenster enthalten eine geheime Botschaft, im Kleinsten ist das Höchste verpfändet, die Nuss wiederholt das Weltgefüge. Noch einmal spricht sich in dieser Lyrik jene werthalt-intentionale Weltauffassung aus, die unsere Erde ein paar Jahrtausende lang bewohnbar gemacht hat. Mikro- und Makrokosmos entsprechen einander, Sterne werden Vögel, der Einsturz des Universums lässt sich als

Durch Zauber- und Segensprüche kann das Grauen der Welt gebannt werden.

„Großer Herbst“ beschreiben, die Meise verhält sich zu der menschlichen Gestalt hinter der „unbegriffenen“ Fensterscheibe wie der Mensch zu dem unbegreiflichen Gott. „Könnte ich dir sagen, kleine Meise ...“

Im Mai 1942 schickte Bergengruen meiner Mutter die zehn Strophen des Gedichts als Zeitungsausschnitt, der am Rand der vorletzten Strophe eine handschriftliche Korrektur aufweist. Da ist von Brot und Wein die Rede: „Irgend ein Feuilletonredakteur“, hieß es im Brief, „der noch nie vino nero getrunken hat, mußte mir das ‚schwarz‘ in ‚rot‘ verbessern – oder steckt eine politische Symbolik dahinter?“

Alles ist es selbst und zugleich Zeichen für etwas anderes, Höheres. Dichten heißt die Zeichensprache der Dinge verstehen und deuten. Daraus erwächst der beschwörende Charakter des Gedichts. Durch Zauber- und Segensprüche kann das Grauen der Welt gebannt werden. Die gründliche Entzauberung einer in Analogien fassbar gewesenen metaphysischen Welt durch unser besseres, das heißt schlechteres Wissen reiht eine Dichtung, die das Wirkliche als Schöpfung und damit als Spiegel und Gleichnis nimmt, mit in ihren Wirbel. Den Bruch zwischen Anschau-

ung und Bewusstsein vermag sie nicht mehr zu heilen. „Vielhundert Jahre gehn mit mir zu Grabe. / Als eines Letzten wird mein Leben enden“, schreibt Bergengruen in einem zwei Jahre vor seinem Tod entstandenen Gedicht. Der Verfasser des Letzten Rittmeisters rechnete sich „in einem bestimmten Sinne vielleicht gar zu den letzten Dichtern“.

Nicht Geborgenheit ist das dominierende Thema von Bergengruens Gedichten. „Er weiß der Welt sich eingetraut“: Verse wie diese stehen in polarer Spannung zu den Leitmotiven von Aufbruch und Wanderschaft. „Alle Heimat kehrt sich in Schatten und Asche“, heißt es in dem großen Gedicht, das schon im Titel jeder voreiligen Versöhnung mit dem Gegebenen entsagt: „Nie noch sang ich ein Lied, das die Heimkehr pries“.

Die Rückkehr ins Vaterhaus, die in den Strophen „Kehr um, geh heim“ empfohlen wird, hat nichts zu tun mit einer Zuflucht im Vergangenen, Gesicherten. Das Haus ist verschwunden, der Wald ist wiedergekommen: „Ich habe lang gesucht, / beschworen und verflucht, / das Farrenkraut stand dicht, / ich fand die Stelle nicht.“ Was Bleibe, Schutz, Dauer verspricht, trägt. Die Städte stehen auf schwankendem Boden, heimlich machen die Häuser sich los wie Hunde von Ketten, die verdrängte Wildnis kehrt wieder. Die Figur dieser Gedichte ist der Unbehauste, der dem Sog und der Klammer der verwalteten Welt widersteht, der Unbedingte, der den Modus des Habens als Fessel durchschaut und zerreißt, der Furchtlose, der die Herrschaft des Toten über das Lebendige bricht.

Was wäre aber diese Kraft des Loslassens und Aufbrechens ohne die Gegenkraft einer unstillbaren Begierde nach dem Absoluten? Sie begrenzen den Spielraum der im „Wanderbaum“ symbolisierten Freiheit. „In all ihrer Sklaverei hat die Welt noch Raum für eine großartige Freiheit“, schrieb mir Bergengruen am 31. März 1957 in das kleine Wachstumheft, das mir Ernst Jünger „zum Notieren von Gedanken und Maximen“ geschenkt hatte und mir als der zeitgemäß bescheidene Ersatz dessen diente, was bei Goethes Besuchern einmal Stammbuch hieß. □

Einführung in das Compendium Bergengruenianum

Maria Schütze-Bergengruen

I. Von unsicheren Anfängen in Nazi-Deutschland bis zum gestandenen Schriftsteller

Der Titel Einführung in das Compendium Bergengruenianum gilt einer noch wenig bekannten Seite aus der Werkstatt meines Vaters, die ich Ihnen heute näher bringen möchte.

Der Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer im Jahr 1937, das nachfolgende teilweise Publikationsverbot, das sich in einer Grauzone bewegte, sowie die noch ungewissen Weiterungen, die sich aus der 1938 anerkannten Autorschaft am Gedichtzyklus „Der Ewige Kaiser“ für ihn ergeben würden, versetzten Bergengruen in einen Zustand völliger Unsicherheit. Der damals schon vielgelesene Autor glaubte, seine Leserschaft nicht mehr erreichen zu können. Diese Befürchtung hat sich zwar aus mehreren Gründen für die Zeit bis 1945 nicht bewahrheitet, sondern eher ins Gegenteil verkehrt, aber sie veranlasste ihn, die verbleibenden Möglichkeiten schriftstellerischen Arbeitens neu zu überdenken und sich Rechenschaft über das bisher Getane, Erlebte, Gedachte und Geschriebene zu geben. Zum einen widmete er sich jetzt dem Ausarbeiten der zahlreich angesammelten Novellenstoffe, sodass bei Kriegsende eine stattliche Anzahl davon in der Schublade lag. Ich erinnere mich, dass er in den Jahren nach unserer Ausbombung in München 1942 im Achenkirchener Exil öfter die eine oder andere solcher neuentstandenen Novellen im familiären oder vertrauten Kreis vorlas, um die Wirkung auf das Lesepublikum zu erproben.

Aus dem gleichen Grund, nämlich die Schriftstellerexistenz zu behaupten, begann er im Jahr 1940 mit dem Formulieren und Aufzeichnen seiner Gedanken, so, wie sie ihn täglich beschäftigten. Dazu benutzte er zeitgemäße Kladden wie angefangene Schulhefte seiner Kinder und Bücher mit leeren Seiten, gelegentliche Geschenke von Verehrerinnen. Er hat bis ins Jahr 1963 29 solcher Bücher und Hefte gefüllt; denn diese Arbeit am Schreibtisch war ihm zur Gewohnheit und lieb geworden, sodass er sie bis in sein letztes Lebensjahr beibehielt. Die gedanklich geschliffene Aussage mit der Hand zu Papier zu bringen ist ein Vorgang hoher Konzentration, in dem der Autor am Schreibtisch ganz bei sich selbst ist.

Ein vollständiger, ungekürzter und knapp kommentierter Druck ist jetzt in Vorbereitung. Einzelne Texte daraus sind im Lauf der Zeit schon an die Öffentlichkeit gelangt. Bergengruen selbst hat zu Lebzeiten bei Bedarf den Aufzeichnungen schon manches entnommen, wie etwa für „Das Geheimnis verbleibt“ (1952) und für die „Schreib- tischerinnerungen“ (1961), auch gelegentlich für Vorträge. Nach seinem Tod wurden von Charlotte Bergengruen aus diesem Fundus drei Bücher ediert. „Dichtergehäuse“ (1966), „Geliebte Siebendinge“ (1972), „Kindheit am Wasser“ (1976). 1992 und 1993 erschien eine kleine Auswahl in zwei Heften, von mir zusammengestellt. Zuletzt wurden Auszüge dem Buch „Schriftstellerexistenz in der Diktatur“ zugrunde gelegt. Zitate entnahmen mehrere Autoren den im Marbacher Literatur-Archiv



Maria Schütze-Bergengruen, Tochter von Werner Bergengruen, Fuchstal

liegenden Originalhandschriften, so auch Thomas Pittrof, der die Qualitäten dieser gedanklichen Prosa Bergengruens, eindrucklich beschreibt und mit der erzählerischen Prosa vergleicht.

II. Einblicke in Bergengruens „Denkresultate“

Mein Vater hat das Unterfangen zunächst „Allerleirauh“ nennen wollen; später, als dieser Titel durch Magnus Enzensberger vergeben war, blieb es bei dem zunächst nur als Untertitel vorgesehenen „Compendium Bergengruenianum“. Dem Übergang vom Allerlei zu einem „Ganzen“, einer „Summa“, wenn Sie so wollen, entspricht ein im Lauf der Jahre sich verändernder Zugriff auf Sujets. Der Allerleicharakter ist in den ersten Jahren noch unverkennbar: Gedanken zur *conditio humana*, über Eigentümlichkeiten der deutschen, auch anderer Sprachen, geistige und geistliche Inhalte wechseln einander scheinbar willkürlich ab. Naturgemäß enthielt er sich in den frühen vierziger Jahren gegenwartspolitischer Urteile, denn mit Hausdurchsuchungen musste jederzeit gerechnet werden.

In den späteren Bänden werden längere Abschnitte häufiger: da gibt es ausführliche Betrachtungen über Sprache und Literatur, über das Handwerk des Dichters, zu historischen, politischen, zu juristischen und theologischen wie religiösen Themen, die häufig sehr spezielle Einzelkenntnisse verraten. Manche der längeren Passagen geben Aspekte seiner eigenen Vita wieder. Mit gutem Grund bezeichnet er die Texte insgesamt einmal als ein „Selbstbildnis“.

Auf welche Formbegriffe lassen sich diese unterschiedlichen Notate bringen? Und wie könnte ihr Inhalt einigermaßen zutreffend beschrieben werden? Werner Bergengruen selber hat sie einmal als „Denkresultate“ bezeichnet.

Im Jahr 1944 schreibt er im Compendium: „Im Anfang der fünfziger Jahre stehend beobachte ich nun auch an mir, der ich doch ein vorwiegend visueller Mensch bin, jenen Prozeß, der von der Erscheinung zum Gedanken leitet.“



Dr. Roswin Finkenzeller, langjähriger FAZ-Journalist, unterhält sich mit Charlotte Ottow-von Bomhard (Mi.),

viele Jahre Mitglied im Allgemeinen Rat der Akademie, und Maria Schütze-Bergengruen, der Tochter des Schriftstellers.

Mehr als bisher empfinde ich einen Zug zum Abstrakten ... Mich lockt die Lektüre philosophischer Bücher und mich lockt es, meine Gedanken eben als Gedanken zu formulieren, während ich mich früher nur getrieben fühlte, sie in Bilder umzusetzen ... Ja, es ist eine Leidenschaft im Denken über mich gekommen. Gleichzeitig empfinde ich eine Freude darüber, dass mir noch eine neue Form der Äußerung möglich und mein Leben noch nicht in Routine verhärtet ist. Es ist freilich denkbar, dass mit dieser neuen Wendung ein Rückgang des bildnerischen Vermögens verbunden sein könne...

Und 1959, ebenfalls im Compendium und fast schon auf das Ganze zurückblickend, äußert er: „Ein paar Worte über Absicht und Sinn dieser Aufzeichnungen hätte ich vernünftigerweise an ihren Anfang stellen sollen, einen Anfang also, der nun viele Schreibseiten und fast zwei Jahrzehnte zurückliegt. Aber wer sieht bei solchen Unternehmungen schon zu Beginn den Fortgang voraus? Ich konnte nicht wissen, daß aus ein paar flüchtig hingeworfenen Notizen mit der Zeit ein Lebensbegleiter für mich werden sollte.“

Es hat hier wohl auch das Gesetz mitgespielt, wonach in höherem Alter der Gedanke immer mehr jenen Raum ausfüllt, der früher von der Unmittelbarkeit der Empfindungen beherrscht wurde; man gerät eben von den lyrischen Jahren über die epischen in die nachdenklichen. Jeder Mensch verfasst so ein Compendium, nicht jeder freilich setzt es aufs Papier. Ich habe nie im Sinne gehabt, eine pragmatische Autobiographie zu schreiben, vielmehr als

„Mit Gabeln oder mit Rüsseln, / wir essen alle aus Gottes Schüsseln.“

die von mir pflichtschuldig geleistete Selbstdarstellung die Summe des von mir Gereimten und Erzählten angesehen. Dieser Summe habe ich als ein *opus supererogationis* (Arbeit, die über das zu erwartende Maß hinausgeht) die hier vorliegenden Aufzeichnungen hinzugegeben. Ich bin der Meinung, ein solches Compendium, zusammengesetzt aus Beobachtungen, Erinnerungen, Betrachtungen und Bekenntnissen, entspreche, eben als Zeugnis gelebten Lebens, als Extrakt des Erfahrenen, Gefühlten, Gedachten und Gelittenen meiner Natur besser als die chronologische Aneinanderreihung von Memorabilien.“

Ich überspringe hier ein Stück Text und zitiere weiter: „Und noch etwas Anderes habe ich hier zu erklären. Vielleicht nämlich wird man sich darüber wundern, dass in diesen Aufzeichnungen ein ausgedehnter Raum kleinen Dingen, ja, Bagatellen gewidmet wird. Vornehmlich diese wollen als Mosaikstiftchen angesehen werden, und doch auch als etwas mehr. Meine Liebe gehört dem Unscheinbaren und ich bin des Glaubens, dass es ein gänzlich Unwichtiges nicht geben kann, denn jedes Geringe steht für ein Größeres ... Das Tageslicht spiegelt sich in jedem Wassertropfen, jedem Glassplitterchen, und aus dem unbedeutendsten Detail kann etwas abgelesen werden. Das alte Wort ‚pars pro toto‘ scheint mir eine wesentliche Einsicht zu verkünden, und die Stufenleiter vom Staubkorn bis zum Herrn der Welten ist für mich die wahre Jakobsleiter; die Engel steigen auf ihr empor und nieder.“

Zuletzt, im Jahr 1963, hat er sich noch einmal dazu geäußert, nämlich in einer „Letztwilligen Verfügung“, die er dem gemeinsam mit seiner Frau verfassten Testament zwei Tage später hinzuge-

fügt hat. Hier der Wortlaut, soweit er das Compendium betrifft: „Was ich weiter anzuordnen habe, bezieht sich auf meinen literarischen Nachlaß. 1.) Viel ist mir an der Veröffentlichung der Gedanken und Aufzeichnungen gelegen, mit deren Niederschrift ich 1940 begonnen und die ich bis heute fortgeführt habe. Bis jetzt sind es 28 durchlaufend paginierte Schreibhefte oder Bücher. Ohne eine andere Gliederung als die aus der chronologischen Reihenfolge der Eintragungen sich ergebende enthalten sie Zeitgeschichtliches, Autobiographisches, Aphoristisches, Kritisches, Religiöses, Gedanken zur Literatur und Literaturgeschichte – also Betrachtungen *de omnibus rebus et de quibusdam aliis*.“

III. Formen und Inhalte

Nachdem Sie ihn persönlich darüber gehört haben, möchte ich jetzt zum einen auf die Formen und andererseits auf die Inhalte näher eingehen und jeweils auch mit ein paar Textbeispielen illustrieren. Zur sprachlichen Form: Die Abschnitte sind von sehr unterschiedlicher Länge. Das reicht vom Aphorismus über

Epigramme, Kurzverse, Sprachspielereien und Bon mots bis hin zum Essay.

Den Aphorismus schätzte er hoch. Seinem Denkstil, seinem immer zum Aufbruch bereiten Habitus kam das dem Aphorismus innewohnende Überraschungs- und Paradoxieelement entgegen: „Wenn etwas richtig ist, so muss notwendigerweise auch sein Gegenteil richtig sein; denn unsere irdische Welt wird von der Paradoxie regiert.“

In den ersten Monaten 1945 schrieb er: „Ganz Deutschland finde ich gegenwärtig erfüllt vom *horror vacui*.“ Der *horror vacui*, die Angst vor dem Leeren, ist ein Begriff aus der Kunstgeschichte. Es geht hier um die nie gelungene Evakuierung ganzer deutscher Städte vor den alliierten Luftangriffen.

Oder: „Auf die Länge offenbaren die Worte Asyl und Exil eine heimliche und dann nicht mehr heimliche (d.h. unheimliche) Verwandtschaft.“ Unüberhörbar dazu im Hintergrund ist die in Deutschland geführte, von Walter von Molo eröffnete Emigrantendiskussion gleich nach 1945. „Man vertreibt sich die Zeit, und schließlich tut sie einem den Gefallen, sich vertreiben zu lassen;

zuletzt hat sie einen ganz verlassen, dann ist die Ewigkeit da“; „Versuche, die Welt aus den Angeln zu heben, haben mich nie gelockt. Wichtig und tröstlich war mir immer der Blick auf die Angeln, in denen sie sich bewegt und doch ruht“; „Daß wir doch miteinander rufen dürften: St. X.Y., *labora pro nobis!*“ Ein gereimter Aphorismus: „Mit Gabeln oder mit Rüsseln, / wir essen alle aus Gottes Schüsseln.“

Die gehörten Beispiele sind insofern für Bergengruen charakteristische Aphorismen, als sie neben dem Überraschungsmoment und der gedanklichen Gegenbewegung auch vom Wortspiel leben. Schon 1942 notierte er ahnungsvoll: „Attentate wirken nur auf der Bühne: Man kann lange suchen, ehe man ein geschichtliches Beispiel dafür findet, dass Herrschaftsformen durch Attentate geändert werden können.“ Und: „In den triumphalen Exzessen unserer Tage haben wir die Euphorie des sterbenden Nationalismus zu erblicken.“

Zum Aphorismus und der in ihm liegenden Gefahr äußert sich Bergengruen selbst im Compendium: „Der Aphoristiker ist ein Euphoristiker. Aphorismen

Akademietagung 1959 mit Werner Bergengruen

Werner Bergengruen war eine der zentralen Personen bei einer frühen Tagung der Katholischen Akademie Bayern. Zu der Veranstaltung mit dem Titel „Was ist das christliche in der christlichen Literatur?“ kamen am 28. und 29. November 1959 Experten zusammen, um diese Frage vor fast 300 angemeldeten Teilnehmern und vielen Medienvertretern zu erörtern. Da man nicht nur über Literatur sprechen, sondern diese auch hören und erleben

wollte, hatte der damalige Akademie-direktor Dr. Karl Forster eben Werner Bergengruen eingeladen, der aus seinen Werken vortrug. Zu Gehör kamen bei der Tagung, die im großen Saal des Münchner Angerklosters stattfand (das Kardinal Wendel Haus stand der Akademie erst ab 1962 zur Verfügung), einige Gedichte Bergengruens und eine heitere Novelle. Der Berichterstatter der Süddeutschen Zeitung, der neben rund zehn Kollegen an der Tagung teil-

nahm, schrieb damals über Bergengruens Lesung: „Wie er in seiner Lyrik die Sprache an die Kandare nimmt und ihm im Metrum kaum noch Luft zum Atmen läßt, das ist nur als christliche Form, als Mittlertum der Sprache an der Wahrheit, nie aber bloß ästhetisch zu verstehen. Und gleiches gilt auch von dem gelassenen Humor, mit dem er die Unvereinbarkeit bürgerlichen Denkens mit dem Wunder des Glaubens zum Gegenstand einer Novelle macht.“

KATHOLISCHE AKADEMIE IN BAYERN

WAS IST DAS CHRISTLICHE IN DER CHRISTLICHEN LITERATUR?

Tagung am 28. und 29. November 1959

im großen Saal des Angerklosters München, Unterer Anger 2

TAGUNGSFOLGE

Samstag, 28. November

9⁰⁰ Uhr Prof. Dr. Wilhelm Grenzmann Bonn

»Motive und Richtungen
moderner christlicher Dichtung«

10⁰⁰ Uhr Prof. Dr. Hermann Kunisch, München

»Dichtung als Stimme der Schöpfung —
Geschichtliches und Grundsätzliches zur Frage
christlicher Dichtung«

11⁰⁰ Uhr Aussprache

13⁰⁰ Uhr Minutepause

15⁰⁰ Uhr Dr. Curt Hohoff, München

»Was ist das Christliche in der christlichen
Literatur?«

16⁰⁰ Uhr Dr. Hans Egon Holthusen, München

»Versuch über den christlichen Dichter«

17⁰⁰ Uhr Aussprache

Sonntag, 29. November

9³⁰ Uhr Prof. Dr. Alois Winkhofer, Passau

»Theologische Aspekte zur christlichen Literatur«

11⁰⁰ Uhr WERNER BERGENGRUEN

LESUNG AUS EIGENEN WERKEN



Rund 120 Teilnehmer fanden kurz nach den bayerischen Sommerferien den Weg in die Katholische Akademie und informierten sich über Werner Bergengruen.

zu produzieren ist eine euphorische Beschäftigung. Aussagen von Bestimmtheit zu machen, Beobachtungen Allgemeingültigkeit zuzuschreiben, dies zeugt von einem Zustand, in welchem man über die eigenen Verhältnisse lebt.“

Darüber hinaus ein paar Epigramme:

„Wie bist Du durch das Leben gekommen?“
 „Man stieß mich ins Wasser, da bin ich geschwommen.“

„In Sekt und Kaviar debauchieren (la debauche ist das französische Wort für Schlemmerei) heißt ein Leben in Rausch und Rogen führen.“

„Wie hältst Du Dich auf dem Damme“
 „Ich mache Epigramme“

Einen Einblick in seine gereimten Vierzeiler:

„Schlagt die Trommeln! Heraus die Fahnen!
 Ein jeder Müllkutscher hat heut Ahnen!
 Was wird er durch Ahnenforschung erfahren?
 Daß auch seine Ahnen Müllkutscher waren.“

„Viel schwächliche Stämmchen stehn aufmarschiert
 Zur riesigen Heldenplantage.
 Aber tausend Ängste ergeben, addiert,
 noch nicht eine einzige Courage.“

„Über dröhnende Worte zu lachen,
 Nächte allein zu durchwachen,
 Geheimnisse zu bewahren,
 das lernt sich mit vierzig Jahren.“

Das Letztgehörte kann biographische Details verraten: Er war 1933 einundvierzig Jahre alt. Die dröhnenden Worte meinen Hitlers Kampfreden, die vor Angst durchwachten Nächte das allgegenwärtige Gefühl des Bedrohtseins; die Verschwiegenheit war ein notwendiger Teil der Überlebensstrategie.

Zwischen den Kurzformen und den längeren essayartigen Erörterungen liegt zahlenmäßig der größte Teil der nahezu 1600 Nummern.

Den aphoristischen Duktus haben oft auch Passagen von mittlerer Länge; da nimmt er den Leser von einem ganz trivialen Ausgangspunkt mit hin zu einem Ziel, das im Essentiellen liegt, etwa: „Könnte man das Sprichwort ‚Junge Huren, alte Betschwestern‘ von jedem Hauch der Frivolität und jener dem Unfrommen eigenen Überheblichkeit reinigen, so hätten wir hier die lapidarste Kennzeichnung des Weges, den zu gehen jedem Menschen aufgegeben ist: von der Jugend zum Alter, von den Sinnen zum Geist, von der Existenz zur Bedeutung, von der Welt zu Gott.“

„Das wäre wenig, wenn sich die Gegensätze nur anzögen oder die Extreme sich berührten. Das Geheimnis ist größer und jedes Gegensatzpaar zugleich ein doppelgängerisches Singulare. In der Identität von Morgen- und Abendstern, der wohl als der göttliche Hermaphrodit der alchimistischen Philosophen einleuchten – ja, einleuchten! –

mag, scheinen alle großen Identitäten der Schöpfung vorweggedeutet: Schmerz und Lust, Ich und Welt, Zeit und Ewigkeit, Leben und Tod.“

Zwischen den Kurzformen und den längeren essayartigen Erörterungen liegt zahlenmäßig der größte Teil der nahezu 1600 Nummern. Darin finden sich persönliche Bekenntnisse, Glaubensaussagen und Reflexionen über sich selbst.

„Wie manche mittelalterlichen Maler bestrebt waren, auf jedem Bilde den ganzen Kosmos sichtbar zu machen, so lockt mich immer wieder der Versuch, im Gedicht oder der Erzählung wenigstens in Abkürzungen die Gesamtheit des Weltalls, *visibilia omnia et invisibilia*, aufscheinen zu lassen.“

„Immer wieder spiele ich, – wenn dies liebe Kinder- und Künstlerwort in so sinistrem Zusammenhang gebraucht werden darf – immer wieder spiele ich mit dem Verzweigungsgedanken und fasse Verzweigungsentwürfe, dem Leben feindliche und zerstörerisch gesonnene Pläne. Sie gelten etwa der Vernichtung aller meiner Manuskripte, der Verbrennung von Banknoten, dem Vorsatz, keinen einzigen Brief mehr zu lesen oder gar zu beantworten, ja, die Annahme aller Post zu verweigern, nie mehr ans Telefon zu gehen, keinem Türläuten mehr zu öffnen; und sie gipfeln in dem Vorsatz, dem Leben selber ein Ende zu machen und so die Urkrankheit zu heilen, jenes *taedium vitae*, von dem alle anderen Krankheiten und Gebrechen ja nur einzelne Formen der Erscheinung sein mögen. Der behütende Engel lässt die Ausführung solcher Pläne nicht zu.“

„Die alte Überlieferung, der Apostel Paulus habe einen Briefwechsel mit Seneca geführt, ist gewiß eine Fabel.

Und doch steckt in dieser Legende ein wunderbarer Kern und eine herrliche Einsicht in die Kontinuität der geistigen Geschichte und in die Torheit der Halbgebildetenmeinung von einem unorganischen Bruch zwischen der antiken und der christlichen Welt.“

Und nun zu den Essays: Zu den ausführlichen, an minutiösen Einzelheiten reicheren und vergleichsweise langen Passagen gehören Betrachtungen zur europäischen Geschichte und Literatur, besonders aktuell die auf das Dritte Reich bezogenen; Diskussionen zum Handwerk des Schreibens, zu Theologie und Religion; auch autobiographische Erinnerungen sind zu nennen. Eine behutsame Kritik will ich nicht unterdrücken: In den letzten Bänden geraten lange Passagen manchmal, nicht immer, zu weitschweifig. Aber erwähnen möchte ich, weil beeindruckend und überzeugend, die Essays über die deutsche Generalität und den Adel im Dritten Reich, die vergleichende Analyse der Siemensschen und der Ludendorffschen Memoiren, Gedanken über die deutsche Kollektivschuld und die Nürnberger Prozesse, die immer wieder aufgenommenen Erörterungen der literarischen Gattungen Roman, Novelle, Gedicht und die beiden so respekt- wie liebevollen Porträts seiner Eltern.

Was ihn vor allem bewegt, in langen wie auch kürzeren Gedankengängen, ist die *conditio humana*. Hierin sind die Lichtenberg'schen Aphorismen den seinen oft benachbart. Zwei triviale Beispiele dafür: „Wer sich zwischen zwei Stühle setzte, hat den einzigen Platz gefunden, von dem man hernach nicht mit bekleckertem Hosenboden aufzustehen braucht.“ Und Lichtenberg: „Jeder Mensch hat auch seine moralische Backside, die er nicht ohne Not zeigt und diese solange als möglich mit den Hosen des guten Anstandes zudeckt.“

Den trickreichen Aphorismus beherrscht Bergengruen zwar auch: „Es ist nichts Kälteres denkbar als ein ungeheizter Ofen.“ Bei Elias Canetti aber ist das trickreiche Schreiben sein Markenzeichen. Wenn Peter von Matt im Nachwort zum kürzlich und posthum erschienenen „Buch gegen den Tod“ den Sprachduktus der Aufzeichnungen Canettis beschreibt, dann hört es sich mitunter so an, als spräche er auch von den Aufzeichnungen Bergengruens. Aber nicht nur der Blick auf den Menschen und seinen Ort in der Welt ist bei diesen beiden Autoren so grundverschieden; auch die Quellen, aus denen ihre literarischen Impulse aufsteigen, sind gänzlich andere. Lichtenberg und Bergengruen liegen da näher beieinander, Canetti und Lichtenberg sind weit voneinander entfernt.

Trotzdem: Lichtenberg mit den Sudelbüchern, Hebel in seinen Tagebüchern und Canettis Aufzeichnungen (außer den schon genannten „Die Provinz des Menschen“, „Die gerettete Zunge“, „Das Gewissen der Worte“) sind als Parameter heranzuziehen. Da ist manches über die Veränderung der geistigen Situation in Deutschland seit der Zeit der Aufklärung zu lernen.

Die bunte Vielfalt der Themen, die ganz unterschiedliche Länge, die Bergengruen seinen Sujets einräumt, auch die nicht immer gleichen Stimmungslagen, in denen er sie niederschrieb, und der nicht nur baltische, sondern Bergengruen'sche Humor sorgen dafür, dass man nicht ermüdet; im Gegenteil: Der Leser geht mit, ist gespannt auf Überraschungen und wird nicht enttäuscht. □

„Mein Zeichen ist ein Feuerschein“ – Über die Lyrik von Werner Bergengruen

Otto Betz

I. Kein Pionier, sondern einer der „Letzten“

Vom „letzten Rittmeister“ erzählt Bergengruen in seinem Roman, er habe eine „vieldeutige abwinkende Handbewegung“ gemacht, für die unsere Sprache im Gegensatz zur russischen kein eigenes Wort hat. Sie kann, je nachdem, Geringschätzung ausdrücken, Resignation, ja, Hoffnungslosigkeit, aber auch ein gleichmütiges Fahrenlassen des nicht zu Haltenden, eine wohlwollende Nachsicht gegenüber den Unbegreiflichkeiten des Lebens und schließlich eine Ergebung in den Willen des Schicksals.“ – Und dann heißt es: „Was wollen Sie? Wir sind bywschie ljudi. Es bedeutet ‚gewesene Leute‘.“

Ich vermute, diese Charakterisierung des letzten Rittmeisters, wie sie sich in einer charakteristischen Geste niederschlug, trifft in mancher Hinsicht auch auf die Lebenshaltung und Geistesverfassung Bergengruens zu. Nicht, dass es ihm an Tatkraft oder gar an Ideen gemangelt hätte, im Gegenteil, aber es lag ihm nicht, sich in den Vordergrund zu spielen, aufzutumpfen, große und umfassende Pläne zu entwickeln. Das Leben „ereignete sich“ eben, das Schicksal spielte wohl auch mit ihm. Man musste sich durchaus manchmal kraftvoll oder listig zur Wehr setzen, aber es gab Situationen, da war ein aufgeregter Widerstand sinnlos und es legte sich eher nahe, viele Dinge gelassen hinzunehmen und sich dem Spiel der Ereignisse zu überlassen. Er hat das in seinen Aufzeichnungen einmal selbstironisch glosiert: „Wie bist du durch das Leben gekommen? Man stieß mich ins Wasser, da bin ich geschwommen.“

Bergengruen war ein äußerst aufmerksamer Beobachter, die Position des Zuschauers lag ihm, über manche wilden Eskapaden seiner Zeitgenossen mag er milde gelächelt haben. Nie hat er sich zu den Pionieren gezählt, die auf kühne Weise Neuland erobern, er zählte sich eher zu den „Letzten“, die noch von den alten Weisheiten zehren, die noch die Zaubersprüche kennen und den Mythen lauschen, weil sie da die Laute der unteren Wasser vermuten. Und wenn er sich zu den „gewesenen Leuten“ zählte, dann war das nicht als müde Resignation gedacht, es war vielmehr ein stolzes Bewusstsein der eigenen Herkunft, dem Wissen um ein Erbe, das in ihm vorhanden war und noch einmal Gestalt angenommen hatte. In der „Lombardischen Elegie“ hat er angedeutet, wie er dieses Erbe in sich aufgenommen hat.

Schwer von Vergangenheit sind alle Dinge,
und selbst der Stein im wiesigen Uferland,
da heute noch wie vor Jahrtausenden auf Knien die Frauen ihre Wäsche spülen,
schreibt sich vom Anbeginn der Schöpfung her.“

„Die alten Dinge haben mich erzo- gen“, die Dinge, die allmählich verschwinden, so ist es nicht zu verwundern, dass sich Bergengruen zu den „Letzten“ zählte. „Aber nun gehöre ich, ein Sohn des letzten Jahrzehnts des vergangenen Jahrhunderts, wohl in



Prof. Dr. Otto Betz, Professor em. für Allgemeine Erziehungswissenschaft und Religionspädagogik an der Universität Hamburg

manchem Betracht zu den Letzten – den Letzten einer verfallenden Zeit ..., den letzten Balten, den letzten Kaiserlichen oder Königlichen, den letzten Parteigängern der Freiheit, ja, in einem bestimmten Sinne vielleicht gar zu den letzten Dichtern, in jener Art, in welcher mein Rittmeister ein Letzter gewesen ist“. Diesem letzten Rittmeister attestiert er noble Bescheidenheit, natürliche Anmut und Höflichkeit, Unbefangenheit und Geradwegigkeit. Besser kann man auch den baltischen Dichter nicht charakterisieren. Zwei Jahre vor seinem Tod hat er noch einmal seinen Standort als Dichter gekennzeichnet:

„Mein Schicksal war nicht eines Wegbereiters.
Ich wählte nicht. Gott hat für mich gewählt.
Mein Erbe war das Los des Nachhutreiters
und zu den Letzten hat mich Gott gezählt.“

Den wilden Wuchs, den Vogelschrei im Moor
ich durfte noch das Schwindende erfahren
und es verehren. Noch bewahrt mein Ohr
den hellen Hornruf hingegangner Scharen.

Vielhundert Jahre gehn mit mir zu Grabe.
Als eines Letzten wird mein Leben enden.
Rückblickend so die anvertraute Gabe Befehl ich mich den mütterlichen Händen.“

II. Schwermütiges Ringen um das rechte Wort

Ein einfaches Leben war Bergengruen nicht vergönnt. Schon in jungen Jahren musste er seine baltische Heimat verlassen und in Deutschland die Schule besuchen. Im Ersten Weltkrieg verlor er seine beiden Brüder, aber dann seine

Heimat endgültig. Eine andere Mitgift hat ihm allerdings noch viel tiefer – sein ganzes Leben lang – zugesetzt: die Schwermut, die sich wie ein belastender Schatten über ihn legte. Wer sie von seinem Schicksal zugeteilt bekommt, muss viel Kraft aufbieten, um nicht seine Zuversicht und seinen Lebensmut einzubüßen. In wie viel Abgründe und Finsternisse muss er geschaut haben, und es mutet wie ein Wunder an, dass er nach der Durchschreitung solcher Schluchten eine Lebenshaltung des Vertrauens und der Lebensfreude gewann.

In der „Rittmeisterin“ heißt es einmal: „Schwermut und Heiterkeit sind ja die Pole des gleichen Sphärensystems, aufeinander zugeschaffen.“ Wohl dem, der diese Pole in ein lebensfähiges Gleichgewicht bringen kann. Und wenn er auch nie sein Universitätsstudium mit einem Examen abgeschlossen hat, wurde er doch ein „Mann von Welt“, schrieb Geschichten, die überall gelesen wurden, Gedichte, die sich einprägten, Romane, die schlüsselhafte Zeugnisse ihrer Zeit wurden. In der Nazizeit musste er sich mehr oder weniger verstecken, schon wegen seiner Frau, die „Halbjüdin“ war im Verständnis der damaligen Machthaber, aber auch wegen mancher Verse, die er anonym veröffentlichte hatte und die ihm den Hals hätten brechen können, wenn ihre Urheberschaft herausgekommen wäre.

Das Erstaunliche ist aber nun, dass sich in seinem Werk nie ein depressiver Zug findet, kein Jammer über eine verunglückte Schöpfung, keine Auflehnung gegen das unzumutbare Schicksal, kein lautstarker Protest gegen die schreiende Ungerechtigkeit in der Welt. Er hat für alles Dunkle in der Welt einen Blick, er benennt das Boshafte und Schreckliche, aber er denunziert die Schöpfung nicht. „Alles verkündet die gelassene Herrlichkeit, Unerschütterbarkeit, ja, Unanzweifelbarkeit des Daseins“, wie es in „Die Rittmeisterin“ heißt. Er kann den geschenkten Augenblick mit allen Sinnen genießen wie einen kostbaren Wein. Was auch in der Zukunft kommen mag, es gilt, den flüchtigen Moment des „Jetzt“ auszukaufen. „Das Herz ist erfüllt von einem nicht nachzuschildernden Glücksgefühl, nichts erwartend, nichts erhoffend, denn was auch käme, es müsste Veränderung sein; die Stunde aber ist vollkommen.“

Man wird zugeben müssen, dass die eigentliche Begabung des baltischen Dichters sein episches Erzähltalent war, wie es sich in seinen zahllosen Novellen niedergeschlagen hat. Er selbst hat auf ironische Weise sein Leben in drei Epochen gegliedert: „Man gerät eben von den lyrischen Jahren über die epischen in die nachdenklichen“. Allerdings war seine „lyrische Periode“ erfreulicherweise nicht zu Ende, als sich die epische behauptete und das eigentliche Gewicht seines Schaffens bekam, und Nachdenklichkeit gehörte wohl zu seiner Mitgift von früh an.

Viele seiner Gedichte kommen so leichtfüßig daher, dass man meinen könnte, sie seien ihm zugeflogen, aber auch sie bedurften einer gesammelten Gestimmtheit, einer Atmosphäre, um die man sich erst bemühen muss. „Um Gedichte zu schreiben“, heißt es im Compendium, „dazu bedarf ich eines vorbereitenden Entschlusses: des Entschlusses nämlich, alles andere auf die Seite zu tun und mich in einen passiven Zustand der Leere zu versetzen. In einem solchen Zustand beginnt bald alles sich in Bilder und Klänge umzusetzen.“ Bilder und Klänge, dieses Begriffspaar macht deutlich, dass auch vom Hörer des Gedichts erwartet wird, die Worte ins Visuelle und ins Hörerlebnis zu übersetzen. Dass Bergengruens Gedichte häufig spontan Imaginationen hervorruft, wird wohl jeder bestätigen,

der sich ihnen ausgesetzt hat, und noch auffälliger ist, dass ihre Klangmagie eine erstaunliche Wirkung hat, wenn es dem Rezitator gelingt, die akustischen Dimensionen der Wortspiele glaubhaft umzusetzen. Er selbst hat darauf hingewiesen: „Ein Wort hat ja nicht nur seine Bedeutung, es hat seine Farbe, seinen Klang, seinen Geruch und seinen Geschmack. Und dergleichen lässt sich ebenso wenig definieren, wie eine bestimmte Empfindung, die man innerhalb eines Traumes gehabt hat, sich außerhalb dieses Traumes wiedergeben lässt.“

Einerseits war sich Bergengruen der Bedeutung seiner Gedichte bewusst, andererseits litt er auch immer darunter, dass der „innere Einfall“, die Initialidee, sich nicht ohne Weiteres in die konkrete Sprachform umsetzen ließ. Er notierte sich den Gedanken: „Das Kriterium eines Gedichts ist seine Unentbehrlichkeit: es hat etwas zu verkünden, das in Prosa nicht ausgesprochen werden kann.“ Aber die Not unserer begrenzten Möglichkeiten, das Zurückbleiben hinter dem ursprünglichen „Einfall“ musste er auch zugeben. „Immer wieder werde ich darauf geführt, wie viel mir noch fehlen wird um das, was ich möchte, klar und präzise in Worte zu bringen. Hierbei denk ich nicht an das per se Unaussprechliche.“

Günter Eich hat einmal davon gesprochen, Dichtung sei im Grunde ein Übersetzen aus einer unbekannteren Sprache. Bergengruen hat es vergleichbar empfunden. Bei ihm heißt es: „Alles Dichten gleicht einem Gespräch, das man in einer fremden und nur höchst notdürftig beherrschten Sprache führt. Man sagt nicht, was man sagen möchte und müsste, sondern nur das Wenige, das auszudrücken man gerade noch die Fähigkeit hat. Das Eigentliche bleibt ungesagt und geht bis ans Ende mit dem Leben des Dichters als ein unablässiges Insuffizienzbewusstsein mit.“ So bemühte er sich immer um die wichtige „Fähigkeit der Unterscheidung zwischen dem, das auf den Scheiter- und dem, das auf den Misthaufen gehört“, wobei er das aber gar nicht weiter erwähnt, was in die Schatzschatulle hinein muss.

Der Suchprozess nach dem „richtigen“ Wort kann nur über ein Experimentieren mit verschiedenen Möglichkeiten vor sich gehen, wobei ihm klargeworden sein mag: „Wie schwer ist es, das überflüssige Wort vom notwendigen zu unterscheiden.“ Und weil das selbstironische Element bei ihm ja immer mitschwingt, kann er auch darauf hinweisen: „Alles wird einmal zur Parodie seiner selbst.“

Viel sagt ein Dichter über sich aus, wenn er darüber nachdenkt, welche Worte sich bei ihm häufig einstellen und welche heimlichen Vorlieben er hat. Er bekannte einmal: „Die bevorzugtesten Eigenschaftsworte meiner Gedichte sind: verborgen, heimlich, dunkel, bitter, ewig. Unversehens stellen sie sich immer wieder ein.“ Das Halbdunkel scheint ihm lieber gewesen zu sein als die klare Helligkeit, das Angedeutete und Doppeldeutige lieber als die kristalline Eindeutigkeit. Das mag damit zusammenhängen, dass Bergengruen ein Liebhaber der Mythen war, die bekanntlich immer wieder neu gesehen und ausgelegt werden können. Vielleicht hat seine schwierige seelische Veranlagung dazu geführt, die Ambivalenz der Welt tief zu erfassen und zu durchleiden. Er muss zwar die „Torheit, Widersprüchlichkeit und Paradoxie innerhalb der Schöpfung“ konstatieren, bleibt aber dabei nicht stehen, sondern beobachtet staunend auch die „Richtigkeit“ der Welt, ihre Weisheitsstruktur, ihre geheime Ordnung, sodass er zu der Erkenntnis gelangt, dass wir die



Auf dem Podium: Eckhard Lange, Präsident der Werner-Bergengruen-Gesellschaft (Mi.), moderierte die Diskussion zwischen Professor Peter Steinbach (li.) und Günter Scholdt.

Schöpfung als dieses polar gebaute Gebilde annehmen müssen mit seinen Licht- und seinen Schattenseiten.

III. Der göttliche Ursprung der Welt

Weil Bergengruen immer am göttlichen Ursprung der Welt festgehalten hat, traut er sich, vom Schöpfer als dem „göttlichen Hermaphrodit“ zu sprechen: in ihm ist das Licht begründet und die Finsternis, die Bewegung und die Ruhe. Und so ist die Welt, in der wir stehen, bestimmt von Gegensätzen, was eine ungeheure Spannung ergibt. Alles ist in Bewegung, eine kämpferische Situation bestimmt auch unser Dasein. Es mag ein Riss durch die Welt gehen, der darf aber nicht zur „Entzweiung“, zur Spaltung werden. Warum sonst gibt es die Heilungskräfte, die Brückenschläge, die Gabe der Versöhnung, wenn nicht die Schöpfung als die eine und zusammengehörige verstanden werden müsste. Und weil er das erfahren hat, konnte er seinen Gedichtband „Die heile Welt“ nennen, wobei das „heil“ nicht als der Zustand der gegenwärtigen Wirklichkeit gesehen werden darf, sondern als „heilungsfähig“, auf Heil hin orientiert, von einer letzten Heilheit innerlich getragen. Die Freude darüber kann dann zu einem Jubelruf führen:

„Was aus Schmerzen kam,
war Vorübergang.
Und mein Ohr vernahm
nichts als Lobgesang.“

Und weil die Erfahrung des Dunklen und Verschlingenden so übermächtig sein kann, dass man darüber die unverbrauchten Grundkräfte des Daseins nicht mehr wahrnimmt und ein Sog des Niedergangs die Oberhand gewinnt, deshalb muss mit der magischen Kraft der Sprache die Zuversicht der Hoffnung beschworen werden. Das ist das Vertrauen des Dichters auf das Wort

und seine Zauberwirkung. Eine fast kindliche Zuversicht zur Beschwörung mag manchmal dahinterstehen.

„Ich trete über die Schwelle,
Gott ist mein Geselle.
Was ich gewahre und finde,
ist sein Geheiß und Gebinde.
Es ritzt mich kein Dorn,
es rührt mich kein Zorn,
kein böser Wunsch kann mich
schwächen,
kein böses Auge mich stechen.
Und was mir grimmig gesinnt,
das streue ich gegen den Wind.
Ich streue es in den fließenden Bach
und werfe ihm Gottes Segen nach.
Embede, Warbede, Wilbede,
Gottes Stern steht auf meinem Dach.“

Die Dramatik der Bergengruenschen Novellen ist bestimmt von den urmenschlichen Spannungen, den tragischen Konflikten und dem Ringen um den Raum der Freiheit gegen die Zwänge der schicksalhaften Mächte. „Den eigentlichen Inhalt alles menschlichen Denkens bildet, freilich unter den mannigfachsten Vermummungen, die geheimnisvolle, keinem Nachsinnen auflösbare Verflochtenheit von Notwendigkeit und Freiheit im Schicksal des Menschen.“ Aber diese Dramatik bestimmt natürlich auch das lyrische Werk. Nur muss hier der Konflikt anders ausgetragen werden, er wird zu einem innerseelischen Vorgang.

Vor allem die Gedichte des letzten Lebensdrittels sind von einer durchgehenden Thematik bestimmt: der Abschied, der Ausklang, die Auflösung, die Verwandlung. Das geht zwar nicht ohne eine gewisse Wehmut ab, ist aber von einer Zustimmung getragen, das Jawort schwingt immer mit.

„Ich wollte hüten, sammeln und
bewahren.
Nun aber gilt unendliches Verfließen.“

Tu auf die Faust! Was sie umschloss,
lass fahren,
lass unbekannte Erben es genießen
in Glut und Feld, in Strom- und
Nebelreichen:
die Elemente, die sich dir verhiessen.
Zu neuer Formung wolln sie sich
vergleichen.
Schon fühl ich den geschwinden Puls
ermatten,
die Wipfel dunkeln und die Flammen
bleichen.

Es drängt mich fort. Durch Asche,
Staub und Schatten
such ich ein Leben unverkürzter Dauer.
Wollt in den alten Zeichen mich
bestatten.

Dies Amt der Liebe leidet kein Trauer.
Oh, seid gewiss, ich weiß den Weg zu
finden
durch Bahre, Sarg und Grab und
Friedhofsmauer.

Nicht eins von diesen allen kann mich
binden.“

Bergengruen wollte hüten, sammeln und bewahren. Er glaubte, gleichsam ein Amt zu haben, damit manche Dinge, Traditionen, Einsichten, Vorstellungen nicht in Vergessenheit fallen, sondern in eine verbale Gestalt gebannt werden, unverloren bleiben und weitergegeben werden können.

Man kann sich die Frage stellen, an welche Elemente er dabei gedacht hat. Mir fällt vor allem eines ein: eine Sehweise, die nicht an der Oberfläche stehen bleibt, sondern das Hintergründige und Mitschwingende einbezieht. Er war ja ein großer Schauender, hat die Augen hymnisch gepriesen und war so weltverliebt, wie man nur sein kann. Und weil alles miteinander zusammenhängt und alles über sich hinausweist, alles mit Bedeutung geladen ist und „gelesen“ werden muss, deshalb ist für ihn die

„Sehschule“ so wichtig und die Blindheit für die Kostbarkeiten des Kosmos so unverzeihlich. „Der Kosmos lässt sich begreifen als eine ungeheure *biblia pauperum*.“ Gerade das scheinbar so wenig Spektakuläre hat ihn angezogen. „Mein Liebe gehört dem Unscheinbaren, und ich bin des Glaubens, dass es ein gänzlich Unwichtiges nicht geben kann, denn jedes Geringe steht für ein Größeres.“

So ist er zu einer symbolischen Betrachtung der Welt gekommen, von der er fürchtete, sie ginge über der mechanistischen Bewältigung des Daseins verloren. Wenn er schreibt, er habe seine „Heimat in der Vergangenheit“ erkennen gelernt, dann war das nicht einfach eine nostalgische Anwendung, sondern war in der Sorge begründet, eine materialistische Verengung der Blickrichtung könnte die Geheimnishaftigkeit des Daseins verstellen, was zu einer allgemeinen Trivialisierung führen müsse. „Die ganze Schöpfung ist ein Schatzhaus der Symbolik, und die eigentliche Realität drückt sich in den Symbolen aus. Ein untrügliches Gefühl für die Bedeutung der Symbole und ihren Zusammenhang mit der Erscheinung ist dem Menschen eingeboren, nicht anezogen. Schwarz und weiß, hell und dunkel, hart und weich, warm und kalt, oben und unten, rechts und links, aufwärts und abwärts, empfangen und gebären, kriechen und schreiten – der Symbolsinn aller dieser zunächst physikalischen Feststellungen ist immer und überall der nämliche.“ Das Spiel mit der „Verweisteknik“, dass man nämlich die Dinge transparent werden lässt und auf Zusammenhänge hinweist, liebte er besonders.

„In einer Nuss fand ich das Weltgefüge
Und noch im rostigsten der
Kettenglieder,
im trübsten Bilderwerk des Gottes
Züge.“

Es ist vor allem die Erdverbundenheit, die Beziehung zum Wurzelbereich der Tiefe, die in Bergengruens Gedichten immer wieder beschworen wird. Dass wir Kinder dieser Erde sind, dass wir dieser mütterlichen Erde liebend verbunden sein müssen und gleichsam ein Bekenntnis zu dieser terrestrischen Herkunft ablegen müssen, war ihm ein elementares Anliegen. So wie Teilhard de Chardin forderte, die Christen dürfen nicht die „Fahnenflüchtigen der Erde“ sein, so bekennt Bergengruen:

„Von Erde sind wir genommen.
O Erde, geliebteste Erde!
O Leben, unfassliches Leben,
aus dieser Erde entglommen.“

Dem Luft- und Geistbereich muss das Erdhafte, das Schwere und Elementare gegenübergestellt werden, damit der Urpolarität genüge getan wird.

„Erde, Erde, unter deinen Schuhn,
Erde, drin die Abgestorbenen ruhn.
Jeder Schritt rührt an die alte Nacht.
Kind der Helle, hast du je bedacht,
dass, was nur dein Mund und Herz
genießt,
aus dem schwarzen Totenboden
sprießt?
Alle Wurzel senkt sich wie ins Grab
In das stumme Väterland hinab.
Aus der Tiefe wächst der Wasserborn,
Apfel, Nelke, Wein und Weizenkorn.
Und in jedem Bissen, jedem Trank
Sage du dem dunklen Reiche Dank.“

Es gibt zwar die Fülle der Symbole, den Kosmos vielgestaltiger Bilder, ein unübersehbares Arsenal, und doch meinte Bergengruen, im Grunde würde die ganze Vielfalt auf wenige zurückzuführen sein. „Die Dichtung bedarf nur weniger großer Symbole. Im Grunde ist mit Brot und Wein alles gesagt.“ Das bedeutet natürlich nicht, dass der symbolische Reichtum aufgegeben werden sollte, sondern eher, dass es eine gedanklich Konzentrierung auf elementare Vorgänge gibt, die so zentral sind, dass sie „alles“ enthalten. Das sind nun einmal Hunger und Durst, das Angewiesensein auf Speise und Trank, das Verlangen nach Geborgenheit und Schönheit, nach Ordnung und Sinn, denn all das sind Hungerformen. Am schönsten hat er diesen Gedanken in seinem Gedicht „Unersättlich“ ausgedrückt.

„Ach, wem wusste warmer Herzens
schlag,
wem Umarmung je genug zu tun,
Flut und Ebbe wem? Und wer vermag
ohne Wünsche, schwebend auszuruhen?“

Mensch, dem alle Schöpfung sich
gewährt,
Mensch, der du ein Sohn des Hungers
bist,
ach, du wirst getränkt und wirst genährt
immer nur für eine schmale Frist.“

IV. Der „heidnische Christ“

Weil Bergengruen befürchtete, auch in den Kirchen würde die Verbundenheit mit der Tiefe vernachlässigt werden zu Gunsten einer fragwürdigen Spiritualisierung, brach er eine Lanze für eine Art pantheistischer Weltbetrachtung, wie sie etwa Goethe vorgelebt hat. „In jeder wirklichen Religiosität steckt ein pantheistisches Element, ja sie ist nicht denkbar ohne diese. Das ist wie die notwendige Zutat des Salzes; niemandem freilich wird es einfallen, bloßes Salz als Gericht auf den Tisch zu bringen.“

In den „heidnischen Zeiten“ schien ihm die hautnahe Beziehung zu den Elementen der Erde stärker ausgebildet zu sein als im Christentum, das führte dazu, dass er seinen christlichen Glauben heidnischer machen wollte. „Der

Dichter wird immer versucht und benötigt sein, die heidnische Welt in die christliche Verklärung heimzuholen. Dass sie diesen Mut oder diese Kraft nicht hatten, das macht die Schäßigkeit so vieler christlicher Dichter aus. Ich bekenne mich dazu, ein christlicher Heide zu sein.“

Er liebte auch das Wort „katholisch“ nicht, „die kirchengeschichtlichen Vorgänge der Neuzeit haben seinen Sinn verbogen und erniedrigt. Ursprünglich die Universalität meinent, hat es heute einen Beigeschmack von Abgrenzung und Einschränkung, als bezeichne es eine Konfession neben anderen.“ Man hat ja Bergengruen gewöhnlich zu den traditionsbewussten Christen gezählt, die den modischen Veränderungen und Neuerungen misstrauen, er war es sicher auch in vieler Hinsicht, aber sein Geist war eigentlich immer zukunftsorientiert und zum Wagnis bereit. Wie hätte er sonst die Verse schreiben können:

„Rühmen aber will ich
tönender, morgenheller,
rühmen des Menschen Freiheit und
Macht.

Lob singen will ich
Seiner äußersten Verwegenheit. (...)
Längst wuchs zur Kugel der Kreis.

Wohin
Entwächst uns die Kugel?
Noch fanden wir nicht,
fassbar zu machen das dennoch
Fassliche,
Bilder und Namen.
Fort aber wölbt sich der Raum. Er kann
Aus Gottes Hand nicht gleiten.
So reife er zu höherer Gestalt.“

Wir können ja nicht zu einer magischen und mythischen Welt zurückkehren, auch die vormoderne Ära kann nicht wiedererweckt werden. Was aber heraufkommt, soll seinen Wurzelbereich nicht verlieren, soll nicht zu einer Wirklichkeitsvergessenen Welt werden. Manche seiner Verse bekommen heute wieder einen eigenen Klangraum, wenn wir so manche gegenwärtigen Tendenzen beobachten, die aus dem Menschen nur noch ein Bündel von Informationen machen, ein Konzentrat von Einflüssen und Prägungen. Ein zeit- und kulturkritisches Element durchzieht Bergengruens Werk, und es ist nicht verwunderlich, dass gerade in seinen letzten Lebensjahren dieser Akzent stärker betont wird.

„Gefangen in Registern und Tabellen
liegt unsre Welt. Sie rühmt sich als die
freie und ist doch längst ein Netz von
Häftlingszellen.

Ein jeder ist an seinen Pfahl geschürzt,
die Lebenden, die Toten – Reih um
Reihe,
auswechselbar und gleich. Und kaum
verspürt

der Nacken das Gewicht der Dienst-
barkeiten.
So trotten sie, in grauem Zug geführt,
doch Hand in Hand als wie in
Festgeleiten.

Sie singen, Gläubige mit heller Miene
und wissen nicht, dass sie den
Kreuzweg schreiten,
verlobt zum Dienst der tödlichen
Maschine –

ihr Lied von Freiheit, Glück und
Wohlgewinn.
Wir, Vielbelächelte und Vielbeschriene,
gehn einer nach dem andern stumm
dahin,

der alten Freiheit letzte Paladine.“

Er erinnert uns daran, dass wir auf einer Erde leben, die geliebt zu werden verdient. Wird unser Leben denaturiert,

dann verdorren unsere Wurzeln und damit unsere Sinne. Im Schlussteil der „Lombardischen Elegie“ heißt es:

„Und grün und frisch auf ungezählte
Meilen
glänzt die geduldig Liebende, die Erde,
in alle Zeiten Frucht um Frucht
verheißend.
Erkenne deinen Stand. Als Sohn und
Gast
nennt jeder Boden schweigsam dich
willkommen,
und noch dein Staub ist keine fremd
Last,
denn als ein Erbe bist du aufgenommen.
Dein Los ist schön. Auch unbegütert
hast,
auch schweifend du an Allem deinen
frommen,
bemessenen Anteil: an der grau
entfernten
Vergangenheit und allen künftigen
Ernten!
Nicht einer soll sich ausgeschlossen
wähnen!
Der Liebende wird jeder Schickung
froh.“

Das ist keine Kennzeichnung unserer gegenwärtigen Welt, es ist ein Weckruf, die Aufforderung, sich in einer anderen Sehweise unserer Wirklichkeit einzuüben, vor allem ist es ein Appell, nicht der Mutlosigkeit und der Resignation zu verfallen. Das mag manchem Zeitgenossen unzeitgemäß sein, aber vielleicht haben wir gerade heute einen solchen Ton nötig.

„Noch einmal will ich diese Erde
preisen,
eh mir die Nacht das Feuer abgewinnt.“

V. Einer der „Letzten“ nimmt Abschied

Wenn Bergengruen ein „Letzter“ war, wie er das immer wieder betont hat, dann braucht es uns nicht zu verwundern, dass der Abschied ein gewichtiges Wort in seinem Leben zu spielen hatte. Und alle unsere Abschiede weisen ja auf das Sterben hin, auf den Abschied der Abschiede. In der „Rittmeisterin“ heißt es: „Ja, wie ist denn überhaupt dem Menschen das Vergessen möglich, dieser unheimliche, schon in der frühesten Kindheit mächtige nach dem Leben greifende Vorbote des Todes? Und was ist die Erinnerung, was ist der Rückgewinn des Vergessenen anders als ein Zeichen des Widerstandes, den wir, obwohl ohne Hoffnung auf einen endlichen Sieg, im Namen des Lebens dem Tode zu leisten haben?“

Selbst der Vergänglichkeit kann Bergengruen ein Loblied singen; oder sagen wir besser einen ironischen Hymnus, der sich nicht aufregt über unser Geschick, sondern ein heiteres Gelächter darüber anstimmt. Auch hier ist es kein Protest und keine Empörung, sondern eine Zustimmung zu einem Vorgang, der zum Gesamtgefüge unserer Schöpfung gehört. Wer sich dagegen auflehnt, gerät in Verzweiflung, und der Verzweifelte, so heißt es im „Dritten Kranz“, begehrt nicht Trost, „sondern Umkehrung des Weltlaufes“.

„Wir treiben, treiben Narrenwerk
Wir baun am eigenen Sparrenwerk.

Wir gründen Haus und Turm und Stadt.
Die Fahne ist ein Pappelblatt.

Wir zäumen uns mit Spinnweb ein.
Flugasche soll der Mörtel sein,

die Quadern mürber Blätterfall,
vom Löwenzahn der Federball.

Und was die Magd vom Estrich fegt,
das wird als Fundament gelegt.

Als Pfortner setzen wir ins Haus
so Schmetterling wie Fledermaus.

Im Garten schattet uns ein Baum,
trägt Amselflaum und Seifenschäum.

Wir ernten jeden Glockenschlag,
und Erntefest ist alle Tag.

Soll heißt uns Haben, Haben Soll,
so sammeln wir die Scheuern voll.

Auf Flaschen füllen wir den Wind
für Kind und Kind und Kindeskind,

und dass uns niemals Not gescheh,
wir speichern Dunst und Maienschnee.

Wir denken, reden, halten Rat
Als Populus und als Senat,

vertagen uns auf neue Frist,
weil heut frisch angestochen ist.

Und eifrig stets und in Gehetz
Und in Gedräng und in Geschwätz –

Und überm Tore steht indes:
Memento quia pulvis es.“

Hier hat ja wohl das „Narrenschiff“ Pate gestanden, die Eitelkeit der Welt ist selten mit vergleichbarer Komik parodiert worden, unser buntes Treiben, unser scheinbarer Lebensernst, der theaterhafte Eifer unserer Geschäftigkeit

Selbst der Vergänglichkeit kann Bergengruen ein Loblied singen.

wird zum Anlass, ein großes Gelächter anzustimmen. Es wird aber niemand denunziert, weil wir ja alle in diesem Boot sitzen und alle gemeint sind. Anlass zum Lachen haben wir, aber es ist ein Lachen über unsere eigene Supergeheimheit.

Presse

Die Tagespost

16. September 2014 – Der in Riga geborene Deutschbalte Werner Bergengruen (1892–1964) war einer der großen deutschen Erfolgsautoren der dreißiger bis sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts. (...)

Albert von Schirnding, Direktor der Abteilung Literatur bei der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, mit Bergengruen persönlich bekannt seit einer Dichterlesung in seinem Regensburger Elternhaus, trug ausgewählte Gedichte von Bergengruen vor. Schirnding hat in einem Nachwort zu Bergengruens „Leben eines Mannes“ (1982) auf die Kritik Adornos an dem Titel der umfangreichen Gedichtsammlung „Die heile Welt“ (1950) hingewiesen. Adorno griff die Dichtung Bergengruens in seinem Essay „Jargon der Eigentlichkeit“ im Sinne seines Verdikts „... nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch“ heftig an. (...)

Einen kompetenten Überblick durch das lyrische Werk hat der Religionspädagoge Otto Betz vorgetragen. Betz nennt es erstaunlich, dass sich „in seinem Werk nie ein depressiver Zug findet (...).“ Bergengruen habe stets „für alles Dunkle in der Welt einen Blick, er benennt das Boshafte und Schreckliche, aber er denunziert die Schöpfung nicht“.

Natürlich fragt auch Bergengruen: Was wird beständig sein? Und auch da ist die Ernte, die er benennt, von seltsamer Art:

„Allein zwei Dinge bleiben unverbrüchlich mein: Das Ungesagte und das Niegetane.“

Es gibt also nichts, was mit Triumph ins Gültige hinübergetragen werden kann, es sind die Minuspunkte, die sich als das Bleibende erweisen. Aber vielleicht sind gerade sie es, die uns die letzte Gelassenheit schenken. Nicht der Stolz auf das Erreichte ist von Bedeutung, sondern die Befreiung von Illusionen und fragwürdigen Irrwegen.

„Nun aber weiß ich dies: ich bin gefeit und bin befreit von Lockung und Phantom. Mein Zeichen ist ein Feuerschein, ein Feuerschein, darauf ich reit. Unlöslich treibt im Strom von Dunkelheit zu Dunkelheit.“

Er hatte Vertrauen in die großen Rhythmen der Natur, die Verlässlichkeit des Jahreslaufs war ihm wichtig, sie bot eine Gewähr für eine letzte Bergung im Vergänglichem. „Ich kann nicht leben außerhalb des natürlichen Rhythmus der Jahreszeiten“, schrieb er in einem autobiographischen Nachwort. Selbst die permanenten Wandlungen in den Prozessen der Natur hatten einen tröstlichen Charakter:

„Und so trittst du vertrauend hinein In die Nacht, in den Tod, in den Stein. In den Sand, in den Schiefer, den Ton, in den Wein, in das Öl, in den Mohn.“

Und selbst, als er ein Wiegenlied für seinen Sohn singt, wird in der letzten Strophe das Vorübergehen, das Motiv der Vergänglichkeit, nicht ausgespart:

„Alle Welt ist dir verheißen. Atmen! Trinken! Andichreißen! Und vorübersein – Schlafe schlafe ein.“

In dem Gedichtband „Mit tausend Ranken“ findet sich ein kleines Gedicht, in dem Bergengruen sogar die Andeutung einer großen, gleichsam kosmischen Auflösung macht, damit etwas anderes und Größeres entstehen kann:

„Im Winde“:

„Gib die Wange den Winden und den Winden den Sinn. Deine grauen und blinden Tränen nehmen sie hin.

Fangen vom Mund dir die Klage und den gestockten Schrei. Wehen die dunklen Tage und dich selber vorbei.

Sie verwehn deinen Namen. Alles Gedenken zerfällt. Aber sie stäuben den Samen brausend über die Welt.“

Bei aller gläubiger Zuversicht wusste Bergengruen, dass sich auch unsere absolute Zukunft im Dunkeln befindet und nicht bebildert werden kann. Es ist – im Sinne Meister Eckharts – das Lassen angesagt:

„So erlöst von Zahl und Namen, werden wir uns hinverschwenden, werden wieder Element sein und auf ewig ungetrennt sein.“ □

„Konflikt und Identität“. Zur Konversion Werner Bergengruens

Lorenz Schütze

Der Beitrag lädt im Voraus zu einer Überprüfung eingespielter Interpretationen des Autors Werner Bergengruen ein, deren Fokussierung sie in Adornos Essay vom „Jargon der Eigentlichkeit“ gefunden haben: die „Heile Welt“ als Kürzel für: „Im Grunde ist alles in Ordnung“. Obwohl nicht zuletzt Bergengruens eigene Verlautbarungen wie sein Schweigen zu einigen für drängend gehaltenen Fragen dieser Deutung Vorschub leisten, wird hier die These vertreten, dass Bergengruens Werk aus dieser Vereinfachung heraus so unverstänlich bleiben müsste wie sein Lebensweg.

In Anspielung auf Tertullian bezeichnet Bergengruen die Seele als „*naturaliter catholica*“ und betont, dass seine Konversion Abschluss einer früh begonnenen Verwurzelung im Katholischen gewesen sei. Daran scheint sich nahtlos der Zeitpunkt der Konversion 1935 zu schließen, wo ein solcher Übertritt auch als äußeres Zeichen der Ablehnung der politischen Entwicklung verstanden werden konnte, die in seinem Fall kompromisslos war. Und drittens war wesentliches Thema für den Autor die Kontinuität der Antike im Christentum, die eine fast zu perfekte Parallele zum eigenen Einleben in den katholischen Raum darstellt, zumal der Autor häufig auf seine beibehaltene Liebe zum Paganen im authentischen, also vorchristlichen Sinne hinweist.

Dieses geschlossene Bild bedarf der Kontrastierung durch das kaum je persönlich thematisierte jahrzehntelange Ringen um Identität: unvermischte Multikultur im elterlichen Haus, die Entwurzelung durch die Schuljahre fern vom Zuhause, die völlige Abwesenheit irgendeiner staatlichen Gemeinschaft, die er hätte bejahen können, die sich verschärfende Ausgrenzung aus dem



Lorenz Schütze, Enkel von Werner Bergengruen, Fuchstal

gleichgeschalteten literarischen Betrieb und eine problematische seelische Veranlagung.

Im Anschluss an G.H. Mead wird die Identitätsbildung zwischen Selbstursächlichkeit und Ansprüchen der Umwelt skizziert. Ergänzt wird die Darstellung durch die Habermas'sche Unterscheidung von vertikaler (personaler) und horizontaler (sozialer) Identität. Die Identitätsfrage, eines der eminenten Themen moderner Literatur, wird bei Bergengruen nicht ganz zufällig bis in die Bereiche des Dämonischen und des Animalischen vorgetrieben. Der Beitrag konzentriert sich hier aber um ihre



Eckhard Lange ist der Präsident der Werner-Bergengruen-Gesellschaft, war Mitorganisator der Tagung und auch als Moderator bei Podiumsdiskussionen im Einsatz.

Bedeutung im religiösen Bereich. Aus der Diskussion des kulturellen Phänomens „Konversion“ wird ersichtlich, dass sie in ihrem ursprünglichen Vollzug eine enorme Identitätskrise für das Individuum darstellte.

Bei Bergengruen ist der Konflikt mit dem sozialen Gegenpart auf eine allgemeine Ebene gehoben und darüber hinaus aufs Äußerste zugespitzt, und dies keineswegs literarisch, sondern als biographische, klar bejahte Voraussetzung und erst dann als (oft noch verborgenes) Thema seines Schreibens. Er lässt, in Erweiterung der eigenen Lebensgeschichte, eine Art überzeitliches Mitspracherecht für die Vergangenheit und die Vergangenen gelten. Ob eine Novelle in der Gegenwart spielt oder im Rom des 14. Jahrhunderts, ist unerheblich. Er macht diese Gleichberechtigung sogar zum Thema, häufig in Einleitungen zum Erzählten (vertieft etwa im „Tod von Reval“). Der Autor relativiert die Bedeutung des Zeitgeschehens, häufig *expressis verbis*, in demselben Maße, indem er sein Leben im Widerstand gegen das Gegenwärtige riskiert, worüber er selbst freilich auch nach dem Krieg schweigt. Positiv gesehen: was veränderlich ist, wird als Vorübergehendes genommen und nicht selten der Lächerlichkeit preisgegeben. Die Kritiker nach dem Krieg werfen ihm dann allerdings vor, die Zeichen der Zeit selbst zu übersehen oder zu verniedlichen.

Der nicht zu überbrückenden Distanz zu schlechthin *allem* sozial Aktuellem entspricht die Distanz zu allen faktischen staatlichen Institutionen. Die äußerste Identifikation ist „Deutscher“, schon „deutscher Staatsbürger“ ist bedeutungslos, und mit Nationalismus irgendeiner Couleur kennt er keine Gnade. Die Zugehörigkeit zum Deutschen Kaiserreich ist fast akzidentiell; mit der Weimarer Republik kann er wie die meisten Konservativen seiner Zeit einfach gar nichts anfangen. Den Nationalsozialismus, der für viele besonders verführerisch wegen der scheinbaren Auflösung des Gegensatzes zwischen sozialer und personaler Identität ist, schätzt er von vornherein als schwere Bedrohung der Nation und seiner selbst ein. Positive Geltung verschafft sich in seinem Werk allerdings das alte Reich vor 1806, aber auch dieses ausdrücklich als Sollzustand, der stets unerreichbar bleibt.

Nach der Erörterung der Pole „Natürlichkeit“ und „Identitätskonflikt“ sei auf eine Seite seiner Biographie hingewiesen, von der er nicht direkt spricht. Seinem Grundsatz, dass Privates in der Schatulle zu bleiben habe, ist er diszipliniert treu gewesen. Über eigene Probleme schreibt man nicht. Dennoch hat sein nächster damaliger Freund, Reinhold Schneider, dies zum Thema seiner Geburtstagsrede zum 65. Geburtstag gemacht: Bergengruens Schwermut. Was Bergengruen in den „wasserlosen Orten“ des Kurfürsten in „Am Himmel wie auf Erden“ und als „*taedium vitae*“ im Compendium Bergengruenianum reflektiert, ist eigene Erfahrung. Von ihm selbst schriftlich sonst übergangen, waren depressive Episoden im Verein mit abgründigen Zweifeln und Sinnkrisen ein lebenslanger Begleiter – die Zeitzeugenschaft ist hier eindeutig. Der Beitrag bietet ein Beispiel einer allerdings versteckt formulierten Hoffnungslosigkeit. Dass die geschilderte Veranlagung so wenig zum runden Bild des chevaleresken, großzügig-ironischen Dichters passt, mag der Grund dafür sein, dass sie, wenn Bergengruen porträtiert oder analysiert wird, fast nie auch nur erwähnt wurde. □

Der hier dokumentierte Text ist der Abstract des Vortrags von Lorenz Schütze.

Helmuth James und Freya von Moltke. Abschiedsbriefe

Mit einer szenischen Lesung aus ihren Abschiedsbriefen gedachte die Katholische Akademie Bayern am Abend des 27. Januar 2014 Helmuth James Graf von Moltke und seiner Frau Freya. Am 70. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslager Auschwitz kamen rund 120 Menschen in die Akademie, um zu hören, welche Gedanken und Sehnsüchte diese beiden entschiedenen Gegner des NS-Regimes in brieflicher Form ausgetauscht hatten.

Helmuth James Graf von Moltke, 1907 auf dem niederschlesischen Gut Kreisau geboren, und Freya Deichmann, geboren 1911 in Köln, lernten sich in Berlin kennen und heirateten 1931. Beide waren, von weltbürgerlicher Lebensauffassung geprägt, von Beginn an entschiedene Gegner der Nationalsozialisten. Graf von Moltke knüpfte seit Ende 1938 Kontakte zu Gesinnungsgefährten, um mit ihnen für die Überwindung des „Dritten Reichs“ zu arbeiten. Daraus entwickelte sich der Kreisauer Kreis, eine der wichtigsten Gruppen des Widerstands gegen das Naziregime. Graf von Moltke musste dafür mit dem Tod bezahlen. Am 19. Januar 1944 wurde er von der Gestapo verhaftet, im Konzentrationslager Ravensbrück sowie in Strafgefängnis Tegel eingesperrt, in einem Schauprozess vor dem „Volksgerichtshof“ verurteilt und am 23. Januar 1945 in Berlin-Plötzensee gehängt.

Seit der Verlegung von Ravensbrück ins Strafgefängnis Tegel Ende September 1944 bis zur Hinrichtung schrieben sich Helmuth und Freya von Moltke



Foto: akg-images

Helmuth James Graf von Moltke vor dem „Volksgerichtshof“, der in Berlin „verhandelte“. Der Widerstandskämpfer

wurde am 11. Januar 1945 von Roland Freisler und den Beisitzern zum Tode verurteilt.



Trugen die bewegenden Texte vor: Stefanie Wirsching und Dr. Markus Günther.



Freya von Moltke im März 2007 – hier im Gespräch mit dem Historiker Professor Hans Mommsen – in der Katholischen Akademie: Sie kam damals im Rahmen ihres Deutschlandaufenthaltes

zu der Tagung „Zum 100. Geburtstag. Helmuth James Graf von Moltke. Christlicher Glaube und europäische Menschheit“.



Spielten die passende Musik: Prof. Julius Berger und Hyun-Jung Berger.



Ausklang mit Gesprächen bei Brot und Wein.

heimlich Briefe, die Gefängnispfarrer Harald Poelchau unter Einsatz seines Lebens den Adressaten überbrachte. Freya von Moltke hielt diese gefährliche Korrespondenz in ihren Bienenstöcken auf Gut Kreisau versteckt und bewahrte sie anschließend in den USA bis zu ihrem Tod am 1. Januar 2010 bei sich. Veröffentlicht sind die Briefe in dem Buch „Helmuth James und Freya von Moltke. Abschiedsbriefe Gefängnis Tegel“, das im Verlag C. H. Beck ein Jahr nach Freya von Moltkes Tod erschienen ist.

Diese Abschiedsbriefe sind tief berührende, uns heute existentiell aufwühlende Dokumente zweier außerordentlicher Persönlichkeiten, die in der immer

dramatischeren Zuspitzung des Lebens den christlichen Glauben als ihre Hoffnungskraft schlechthin erfuhren. So legen die Briefe Zeugnis ab von einem außergewöhnlichen Ehepaar, das sich im Angesicht des Todes in Zuversicht und unerschütterlicher Liebe zugetan war.

Über bewegende anderthalb Stunden trugen die Journalistin Stefanie Wirsching, Redakteurin der Augsburger Allgemeinen Zeitung, und Dr. Markus Günther, Autor und Journalist bei der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, Ausschnitte aus einer Vielzahl von Briefen vor. Die Zuhörer waren Zeugen eines „Gesprächs“ zwischen zwei sich liebenden Ehepartnern, bei denen neben

Fragen des Alltags natürlich vieles auftauchte, was James und Freya Moltke in diesen schweren Monaten bewegte und woran sie Halt fanden.

Es war ein bewusstes Abschiednehmen vom Leben. Man spürte, wie die beiden Menschen immer tiefer in den Glauben hineinwuchsen, sich von Gott getragen wussten, wobei auch deutlich wurde, welchen Anfechtungen sie durch die Trennung, den nahenden Tod und die Schikanen ausgesetzt waren.

Die Wirkung der Briefe auf die Zuhörer wurde noch verstärkt durch die Musik, die Prof. Julius Berger und Hyun-Jung Berger spielten. Die beiden Cellisten interpretierten je ein Werk von Antonio Vivaldi und John Cage, sowie

die traditionelle Weise „Ave Maria“, das christliche Lied „Signore delle cime“ aus Norditalien und den „Cant del Ocalis“, ein katalanisches Weihnachtslied.

Der Augsburger Journalist Christian Imminger – er arbeitet ebenfalls als Redakteur für die Augsburger Allgemeine – führte am Abend unsichtig Regie und es gelang ihm, dass Texte, Musik und die eingeblendeten Faksimile der Briefe immer gut zusammenfanden. Der Abend endete mit Gesprächen bei Brot und Wein und nicht wenige Zuhörer bedankten sich für einen „bewegenden und ergreifenden Abend“. □



Das Erbe des Kreisauer Kreises wirkte nach 1945 weiter, in Deutschland wie in Polen. Im Sommer 1990 wurde die Stiftung Kreisau gegründet. Aus dem früheren Gutsgelände der Moltkes in Kreisau, Niederschlesien, heute Krzyzowa, wurde eine Begegnungs- und Tagungsstätte. Im Schloss und im Berg-Haus informiert eine Gedenkstätte über den europäischen Widerstand.

„So weit das Auge reicht“

Mit einer Vernissage zur Ausstellung „So weit das Auge reicht“ mit Werken von Georg Thumbach startete die Katholische Akademie Bayern in ihr Kunstjahr 2015. Rund 100 Kunstinteressierte waren am Abend des 15. Januar 2015 in das Kardinal Wendel Haus gekommen, um dort der Einführung des Kunstkritikers und Journalisten Wilhelm Christoph Warning zu folgen und dann bei einem Glas Wein die Werke zu betrachten. Unter der Internetadresse www.georg-thumbach.de finden Sie

detaillierte Informationen zum Künstler und seinen Arbeiten. Die Ausstellung „So weit das Auge reicht“ ist bis zum 1. April 2015 zu sehen, montags bis freitags von 9 bis 17 Uhr. Der Eintritt ist frei. Da in den Ausstellungsräumen immer wieder Veranstaltungen stattfinden und ein Besuch der Ausstellung dann nicht möglich ist, empfiehlt es sich, vor einem Besuch kurz anzurufen. Tel. 089/381020.



Prof. Dr. Willibald Folz (re.), Vorsitzender des Vereins der Freunde und Gönner der Katholischen Akademie, war zur Vernissage gekommen und freute sich mit Wilhelm Christoph Warning (li.) und

Georg Thumbach über die Werke. Die finanzielle Förderung durch den Verein macht es der Akademie erst möglich, Ausstellungen in ihr Programm aufzunehmen.

Eine Einleitung

Wilhelm Christoph Warning

I.

Eine Welt, die auf den ersten Blick landschaftlich figurativ scheint, und damit als Kunst dem einen oder anderen vielleicht konservativ. Das erweist sich aber bei näherem Betrachten der komplexen Bilderwelt Georg Thumbachs als falsch. Zwar hat die Welt, die uns in seinen Bildern entgegentritt, mit dem Thema Wald, Feld oder Natur zu tun und ist sicherlich nicht frei von auch romantischen Anklängen. Aber im Zentrum steht, so widersprüchlich das angesichts der Kunst scheint, weder Abbildhaftigkeit der Natur, vor allem des Waldes, noch Verklärung, schon gar nicht Sentimentalität oder gar Idylle.

Gleichwohl findet der Künstler seine Motive nicht nur im Wald, sondern generell vor der Haustüre, inzwischen auch ganz unromantisch in industriemäßig verarbeiteten Holzplatten, wie sie auf dem Bau verwendet werden. Auch, und davon wird zu sprechen sein, treten die Motive als wiedererkennbare Abbilder in seinen Werken in den Hintergrund.

Es geht dem Künstler nämlich um das Zeichnen, das Malen an sich, und um Polaritäten wie Figuration und Abstraktion, Chaos und Ordnung, Fläche und Tiefe, Stille und Bewegung und um Zeit und Nichtzeit. Wohl auch deshalb hat Georg Thumbach die Ausstellung „So weit das Auge reicht“ genannt. Das hat zu allererst mit Raum zu tun. Denn wie sonst könnten wir wahrnehmen, eben das Auge schweifen lassen, wenn nicht in einem Raum, dem Raum der Welt, dem des Bildes, das Georg Thumbach uns öffnet, er, der diesen Raum irgendwo draußen in der Welt gesehen hat und schließlich im Prozess des künstlerischen Arbeitens mit ganz spezifischen Codes auf dem Zeichen- oder Malgrund verwandelt.

Nun aber zum eigentlichen Anfang meiner Einführung, um auch wieder ein Ende setzen zu können. Denn mit dem Ende kann man nicht beginnen – oder doch? Wenn aber das Ende schon im Anfang wäre, beschriebe mein Vortrag, der sich linear, also im Nacheinander



Der Kunstkritiker und Journalist Wilhelm Christoph Warning führte in die Ausstellung ein.

entfaltet, eine Kreisbewegung. Worin liege dann der Unterschied zwischen Anfang und Ende? Anders gefragt: Was definiert Anfang, und was Ende? Ist es das einzige Kriterium, dass immer dies der Anfang ist, mit dem ein Gedanke, ein Text oder eine Musik, vielleicht auch ein Bild beginnt und das Ende stets das, was diese innere oder äußere Bewegung abschließt? Das wäre vor allem eine formale Definition. Wie auch immer, sie setzt einen Ablauf, also Zeit voraus.

Sie denken vielleicht, das verliere sich hier gleich am Anfang in Zeit und Raum. Aber damit sind wir schon mitten in den Zeichnungen, in den Bildern von Georg Thumbach. Gedanklich zumindest. Denn allein der von ihm gewählte Titel „So weit das Auge reicht“ stößt uns auf die Fragen nach Anfang und Ende, nach Dauer und damit nach Zeit und Raum, schließlich auch nach Bewegung.

II.

Wo wäre denn die Redewendung, die Georg Thumbach als Thema gewählt hat, abgesehen von der Ausstellung noch passend, vor allem: typisch? So weit das Auge reicht: Man könnte sich zum Beispiel ganz poetisch eine Wüste vorstellen, in der man beispielsweise auf einem Aussichtspunkt etwas erhöht steht. So weit das Auge reicht, nichts als das unendliche Auf und Ab von Dünen aus feinem, goldgelbem Sand, glatte Flächen oder mit vom Wind geriffelten Spuren. Oder stehend an der Reling eines Schiffes könnte man sich selbst sehen, irgendwo im Ozean: So weit das Auge reicht, nichts als das Auf und Ab von Wellen und Wasser.

Wo also beginnen wir angesichts der gleichförmigen Bewegung der endlosen Weite mit unserer Wahrnehmung, und wo enden wir? Anfang und Ende des Raumes sind nicht absehbar, denn er scheint unendlich und der Horizont, wo sich – poetisch gesprochen – Himmel und Erde berühren, ist kaum auszumachen. Gefühlsmäßig heben sich Raum und Zeit hier auf, selbst wenn das tatsächlich nicht geschieht. Denn angesichts der ungeheuren Weite bieten sich für unsere Wahrnehmung keine unverwechselbaren Strukturen mehr, die den Raum als Raum erfahrbar werden lassen, keine Orientierungspunkte, vor allem keine erkennbaren Grenzen mehr, anhand derer man sich verorten könnte. Die Frage „wo bin ich?“ bleibt unbeantwortbar. Allenfalls die Sonne und die Sterne des Himmelsraums weisen den Weg, auch durch die Zeit. Oder denken sie an den schwarzen Raum des Alls, diese unvorstellbare Weite und Tiefe. Eine unendliche Dunkelheit ohne Grund und Ende, so weit das Auge reicht.

Tatsächlich teilt sich angesichts solcher Vorstellungen Entgrenzung mit, hin bis zum Gefühl des Verlorenenseins. Entgrenzung, die in dem begrenzten Medium Kunst erfahrbar werden kann. Yves Klein etwa vermittelte das mit seinen tiefblauen Farbräumen auf intensive Art, und das war auch sein erklärtes

Ziel. Das Gefühl von Schwerelosigkeit in der Farbe, des Schwebens in einem unendlichen Raum. Oder Entgrenzung in den Photographien eines Hiroshi Sugimoto, der mit seinen Seestücken, seinen Seascapes Wasserflächen zeigt. Weit. Grau. Grau wie flüssiges Blei. So weit das Auge der Kamera, aber auch unseres sehen kann, manchmal bis zum Horizont, wo eine schmale dunklere Linie das Wasser gegen den hohen Himmel abgrenzt. Das Firmament als hellere Fläche, als fast gleichmäßiges Lichtgrau.

III.

Solche Bilder der schier unendlichen Weite strahlen ort- und zeitlose Stille aus. Aber zeigen die Bilder Georg Thumbachs Räume unserer Vorstellung oder die der Realität? Und weiter: Was ist die Realität, liegt sie in uns oder draußen in der Welt, die wir wahrnehmen? Oder die wir nicht mehr wahrnehmen können, weil unser Auge so weit nicht reicht?

Die Rede war vom „entgrenzten Raum“. Und natürlich: Georg Thumbach scheint uns das Gegenteil zu zeigen, herrscht in seinen Bildern doch Enge und Undurchdringlichkeit, eben: Begrenztheit, nicht die gerade beschriebene endlose Weite. Soweit das Auge reicht. Doch es reicht nur bis hinein in das Gehölz. In das Gestrüpp des Ungeordneten, wild Wuchernden, gerademal einige virtuelle, weil gezeichnete Meter weit. Dann hat der Künstler unseren Blick verstellt mit einem filigranen Wirsaal und Irrsaal, einem Tohuwabohu aus undurchdringlichem Geäst, aus Zweigen und Stämmen, einem Kreuz und Quer. Einem Chaos, das ein Eindringen, ja, das Orientierung verhindert.

Oder doch nicht? Schaut man genau, stellt sich, merkwürdig genug, trotz größter Enge auch in Thumbachs Bildern das Gefühl einer Entgrenzung ein. Es entsteht Stille, auch Stillstand, wie stete Gegenwart. Zeit scheint nicht zu vergehen, mitten im Gehölz, in der nicht ergründbaren Dichte und Weite des Waldes.



Bedankte sich beim Referenten und den Besuchern der Ausstellung: Georg Thumbach.



Der Künstler freute sich, dass er intensiv mit Besuchern ins Gespräch kam und gab bereitwillig Auskunft über seine Arbeiten.

Das ist eigenartig. Denn Georg Thumbach nimmt uns, die Betrachtenden, mit seinen Zeichnungen hinein in ein Über und Über eines Gewirrs aus Wachsendem und Verfallendem. Das hat nichts Ausschnitthaftes, denn der Künstler konfrontiert uns mit einem ganz eigenen, geradezu abstrakten „All Over“, mit dem er seine Blätter geradezu überzieht. Angesichts dieser Strukturen kann man fragen: Ist das noch Natur, also die Komplexität der Wiese, des Feldes, des Waldes – wie ähnlich sich diese Strukturen sind! – oder schon reiner Gestus des Zeichnenden, der ihm aus seinem Unbewussten, aus dem Zufälligen erwächst und den er doch gestaltend, mithin ordnend zu Papier bringt?

Eine Herausforderung jedenfalls für die Betrachtenden, sich zurechtzufinden, diese Bilder zu lesen: Unwillkürlich beginnen die Augen, in diesem chaotischen Geflecht einen Halt in Bekanntem zu suchen. Man erkennt erleichtert Stämme, Äste, Blätter und registriert Überlagerungen, wie bei einem Gang durch einen Windbruch. Man sucht die vertraute, schon gesehene Struktur, will sich im Wirrwarr zurecht finden, Orientierungspunkte haben, froh um Benennbares, um gestürzte Bäume, geknickte Äste, um Boden und Himmel und den Blick in die Ferne. So tastet man sich vor, will eindringen. Und doch wehren viele Zeichnungen mit ihrer komplexen Dichte den Blick ab, trotz ihrer illusionären Tiefe. Diese Zeichencodes, die das Bild bedecken, bilden eine nahezu undurchdringliche, fast schwirrende, vibrierende Fläche.

Ein Hin und Her zwischen Eindringen und Abstoßen, zwischen Verbergen und Öffnen. Begrenzung und Entgrenzung. Und zwischen Figuration und Abstraktion.

Da verliert sich unversehens die Vertrautheit. Das Motiv hat sich, wie der Künstler sagt, verselbstständigt, ist als wiedererkennbarer Gegenstand zurückgetreten und ins Abstrakte geraten. Georg Thumbach bildet nicht ab. Er transzendiert vielmehr das Vorgefundene auf eine andere Ebene, die nichts Erzählerisches mehr hat. Die uns keine Geschichte bietet. Nicht einmal so ein: „Schau her, wie der Wald aussieht!“ Oder: „Siehe die komplexe Natur des Löwenzahn in großer Nahsicht.“ Nicht einmal die

abstrakte Schönheit des Gesehenen, also etwa Blüten oder Blätter oder Stängel zeigt uns der Künstler, sondern er begibt sich mitten hinein in das Chaos des ungeordnet Scheinenden und präsentiert uns im Erkennbaren auf delikate Weise eine abstrakte Struktur.

IV.

Das Landschaftliche steht nicht mehr im Vordergrund, sondern das Auge reicht tiefer. Schon im Schaffensprozess geschieht das, wenn Georg Thumbach vor Ort steht, rastlos arbeitend, weil sich das Licht verändern könnte und das Wetter, er also einen Anfang setzt und ein Ende, weil ihm im Arbeiten draußen nur dieses Zeitfenster zur Verfügung steht. Wenn er hinsieht, wahrnimmt und das Wahrgenommene umsetzt, auf seine, eben figurativ und zur

Man erkennt erleichtert Stämme, Äste, Blätter und registriert Überlagerungen, wie bei einem Gang durch einen Windbruch.

gleichen Zeit abstrakte Weise, entsteht Bewegungs- und Zeitloses. Was auf den ersten Blick tönt wie eine bekannte Melodie, wird, wenn das Auge, das Ohr tiefer reicht, zu einem abstrakten Klang.

Manche seiner Bilder scheinen ohne räumlichen Mittelpunkt und zeigen ein Gewirr ohne Anfang und Ende, das sich unendlich auf die Wände, den Boden, die Decke in den Raum des Betrachters hinein bis in die Landschaft draußen fortsetzen könnte. Insbesondere drängt sich das auf bei jenen Bildern, denen Grobspanplatten wie beim Bau zugrunde liegen.

Ein Wagnis. Denn er folgt dabei nicht mehr den vorgefundene Strukturen in der Natur, sondern denen des industriell zerschnittenen, dann zusammengepressten, verdichteten und verleimten Holzes, das doch aus dem Wald stammt. Oder widersteht diesen Strukturen beim künstlerischen Bearbeiten. Hier fällt dem Künstler das Chaos, das geordnete Ungeordnete gleichsam zu.



Gespräch unter Künstlern: Georg Thumbach und Antje Tesche-Mentzen. Von ihr stammen einige der Kunstwerke, die dauerhaft in der Akademie zu sehen sind, wie das Bronzetur im Park.



Foto und Gestaltung: Dionys Asenkerschbaumer, Kelberg

*Die Abbildung zeigt einen Ausschnitt
aus dem Werk ohne Titel, 2014, Kohle
auf Papier, 200 x 110 cm.*



Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann, Mitglied in der Akademieleitung der Katholischen Akademie und bis vor kurzem stellvertretende Generaldirektorin des Staatlichen Museen, unterhielt

sich intensiv mit dem Künstler Andreas Horlitz, der im Jahr 2008 eine Ausstellung in der Akademie bestückt hatte. Sie trug den Titel „Palimpsest III“.

Die OSB-Platten, als Baustoff produziert, entstehen aus Holz, das zerstört wird. Durch die großen Späne, die bei dieser Zerstörung entstehen, kann dann eine neue, entsprechende Passform produziert werden. Ein Prozess: Ordnung – Chaos – Ordnung. Welcher Struktur das Chaos aus hölzernen Fasern beim Pressvorgang folgt, ist dabei zufällig.

Und so nutzt Georg Thumbach beides zur selben Zeit, wenn er die Platten als Malgrund nutzt und sie in Mischtechnik bearbeitet, ihren eben zufälligen Strukturen folgt, um dann eigene aus ihnen zu entwickeln. Damit stellt er die Betrachter wieder hinein in das „All Over“ eines Wirrwarrs, eines Tohuwabohus, das seine Spannung durch die gleichzeitige Ordnung bezieht, mit der der Künstler den Raum des Mal- und Zeichengrundes, der OSB Platte strukturiert.

Auch auf diesem Weg setzt sich der Künstler damit dem Spannungsfeld zwi-

schen Chaos und Ordnung aus. Außerdem folgt er wieder zwar der Erkennbarkeit der Struktur, verlässt aber jede Figuration, ist sichtbar fasziniert von der Abstraktion. Zudem greift er die Flächigkeit der Platte auf, und die hohe Undurchdringlichkeit des Materials, die jeden Blick abprallen lässt, schafft aber durch seine künstlerische Bearbeitung einen schier unergründlichen Raum, der größte Tiefe vermuten lässt. Also eine weitere polare Beziehung: Die von Fläche und Tiefe.

Es sind die vielfachen Spannungen, die Georg Thumbach durch die Polaritäten in seinen Bildern zusammenbringt und die, auch wenn es nicht so scheint, Grundlage sind von Poesie, vor allem Harmonie. Denn Harmonie, die wir gerne mit Wohlklang gleichsetzen, gar mit einer Idylle, hat mit der, etwas flapsig gesagt, süßen rosa Himbeersauce dieser Definition nichts zu tun.



Viele Besucher der Vernissage nahmen sich nach dem Einführungsreferat noch Zeit, um bei einem Glas Wein über Kunst und die Welt zu reden.

V.

Das Verhältnis polarer Beziehungen wurde mir auf ganz andere Weise eindrucksvoll bewusst auf der griechischen Klosterhalbinsel, genauer dem Hl. Berg Athos im Norden des Landes. Man geht über alte byzantinische, marmorgepflasterte Maultierpfade und schmale, steinige Wege bergauf bergab, durch chaotisch wuchernde Macchia, durch dichte Wälder oder mannshohe Farndickichte, an Abstürzen entlang durch Stachelgehölz und steinige Kare. Man kann hier, in der mediterranen Wildnis, das Chaotische buchstäblich begreifen, ist es doch eine Wanderung am Rande der Orientierungslosigkeit: Inmitten des Ungeordneten, in dieser völligen Einsamkeit verliert sich jedes Maßgefühl für Zeit, Ort und Entfernung. Bis man, nach manchem Irrweg, vor einem der umfriedeten Klöster steht. Orte der Ordnung. Die Klöster mit ihren Kreuzkuppelkirchen, wahren Sternenhöhlen, in denen das Licht, das Kirchenlicht, das Licht der Wachskerzen und Öllampen vor allem in der Ordnung der nächtlichen Gebetszeiten und Liturgien eine so große Rolle spielt.

Außerhalb der Klostermauern also wuchert wilde Natur. Besonders bemerkenswert ist es, dass auf dem Athos das Ungeordnete, das Chaos, wie die antiken Griechen das unbebaute und nicht eingefriedete Land nannten, als Garten der Gottesmutter gilt. Stellt doch die Halbinsel einen gewaltigen, den Mönchen vorbehaltenen Klostergarten dar. Eine Klausur. Man kann deshalb auch von einem Zentrum der Welt, des Kosmos, der Ordnung sprechen, worauf wiederum die Kreuzkuppelarchitektur der athonitischen Klosterkirchen eindrucksvoll verweist, steht der Mensch im Zentrum dieser Kirchen doch stets unter dem Pantokrator, dem All-Herrscher, Christus, der in ernster und abstrakter Gelassenheit herablickt. Mitten im Garten der Gottesmutter.

Hierzulande freilich versteht man unter einem „Garten der Gottesmutter“, dem „Hortus Conclusus“, einen gewissermaßen paradiesisch geordneten Bezirk, in dem alles im Einklang, lateinisch „harmonia“, steht. Ist der Heilige Berg Athos, sind die Bilder von Georg Thumbach harmonisch, trotz aller Dissonanzen, Polaritäten, die hier zusammenkommen?

Die Frage beantwortet der Ursprungsmythos, der mit dem Wort „Harmonie“ verknüpft ist. Er verweist gerade auf die beiden Seiten, die Pole, die unsere Existenz in dieser Welt kennzeichnen. Leben und Tod, Tag und Nacht, Groß und Klein, Ordnung und Chaos, rund und eckig, begrenzt und unendlich: Die Aufzählung ließe sich beinahe beliebig verlängern. Davon erzählt die uralte Geschichte von der Geburt der Harmonie, wie sie uns aus der Antike überliefert ist. Die Sage erzählt, dass die Liebesgöttin Aphrodite und der Kriegsgott Ares sich vereint hätten. Daraus sei Harmonia entstanden.

Harmonia als Tochter der zarten Schaumgeborenen, wie Homer Aphrodite poetisch nennt, und des wilden, streitsüchtigen Ares. Sie steht für Einheit, er für Entzweiung. Entsprechend wies Heraklid um 500 v. Chr. schon darauf hin, dass sich die Fruchtbarkeit der Welt aus den Polaritäten entwickle: „Das Widerstrebende ist vorteilhaft und aus dem Wesensverschiedenen erwächst die schönste Harmonie, wie eben alles aus Gegensätzlichem entsteht.“ Und: „Das, was sich voneinander unterscheidet, steht gleichzeitig im Einklang: Harmonie besteht aus der Spannung zwischen Gegensätzen wie der zwischen Bogen und Leier.“

VI.

Die Spannung zwischen den Gegensätzen. Wie gelingt es Georg Thumbach, sie in einem Bild zu einem eben spannungsvollen Ganzen zusammenzufügen, zusammenzuhalten, der jeweiligen Arbeit die nötige Spannung, Kraft und Dynamik zu geben, damit sie nicht ins gleichförmig Ornamentale abrutscht?

Eine der vielen möglichen Antworten gibt der Künstler selber, wenn er notiert: „Als Zeichner schaue ich von außen nach innen. Ich zeichne vom ganz Hellen zum ganz Dunklen, bewege mich in die Tiefe.“ Eine Bewegung, die wir als Betrachtende hier in der Ausstellung nachvollziehen können, wenn wir von außen nach innen schauen, uns in die Tiefe bewegen. Ein meditativer Vorgang, denn das bedeutet „meditari“: sich vertiefen. So weit das Auge reicht, eben auch das innere Auge. Aber wo beginnt man zu blicken?

Denn in der chaotisch scheinenden Enge auf den Bildern vermittelt sich eben auch eine ungeheure Weite, und ein nicht absehbarer Raum hinter dem verstellten Blick. So weit das Auge reicht. Gerade weil verborgen bleibt,

Sie Sage erzählt, dass die Liebesgöttin Aphrodite und der Kriegsgott Ares sich vereint hätten. Daraus sei Harmonia entstanden.

was wir nicht sehen können, drängt sich das Gefühl der Entgrenzung auf. Der Tiefe und Weite, der Zeitlosigkeit. Damit wird hier ein zutiefst religiöses Thema berührt. Denn das Verhüllte, Verstellte, das, wenn sie so wollen, Geheimnisvolle weckt in besonderer Weise die Sehnsucht nach der Sicht auf das „Dahinter“. Anders ausgedrückt: auf das, was das Allerheiligste birgt, den Raum der Mysterienfeier, die konsekrierte Hostie, die Bundeslade und so weiter. Verbergen und Entgrenzen. Grundlage auch aller Entdeckung im beinahe wörtlichen Sinn.

Wie das lockende „Dahinter“, das Georg Thumbach in seinen Bildern ahnen lässt. Es könnte zunächst auch ein Mehr sein, ein Mehr an Wucherndem, das den Blick verstellt. Dann aber auch, hinter oder mit dem Dunkel in der Tiefe, von dem er spricht, Heiligkeit. Licht.

Der Dichter und Pfarrer Matthias Claudius hat diesen Vorgang in seiner einfachen Art in seinem berühmten Lied „Der Mond ist aufgegangen“ so formuliert: „Seht ihr den Mond dort stehen? Er ist nur halb zu sehen, und ist doch rund und schön! So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn.“

Damit wäre ich – fast – am Ende und komme zurück zur am Anfang gestellten Frage, ob im Anfang das Ende liegen kann, und umgekehrt. Genauer: Wie weit diesbezüglich unser Auge in die Tiefe reicht.

Sehen wir doch mit dem Weihnachtsfest, oder mit der Taufe Christi im Jordan auch Kreuz und Auferstehung zusammen. Oder, anders ausgedrückt, im Anfang ist die ganze Heilgeschichte inbegriffen und gegenwärtig. Im „hodie“, im Heute. Und das Ende, die Auferstehung, trägt den neuen, am Anfang, zu Weihnachten verheißenen Anfang in sich. Auch die im „hodie“. Im Jetzt. Das ist das Ende. Oder doch der Anfang? □